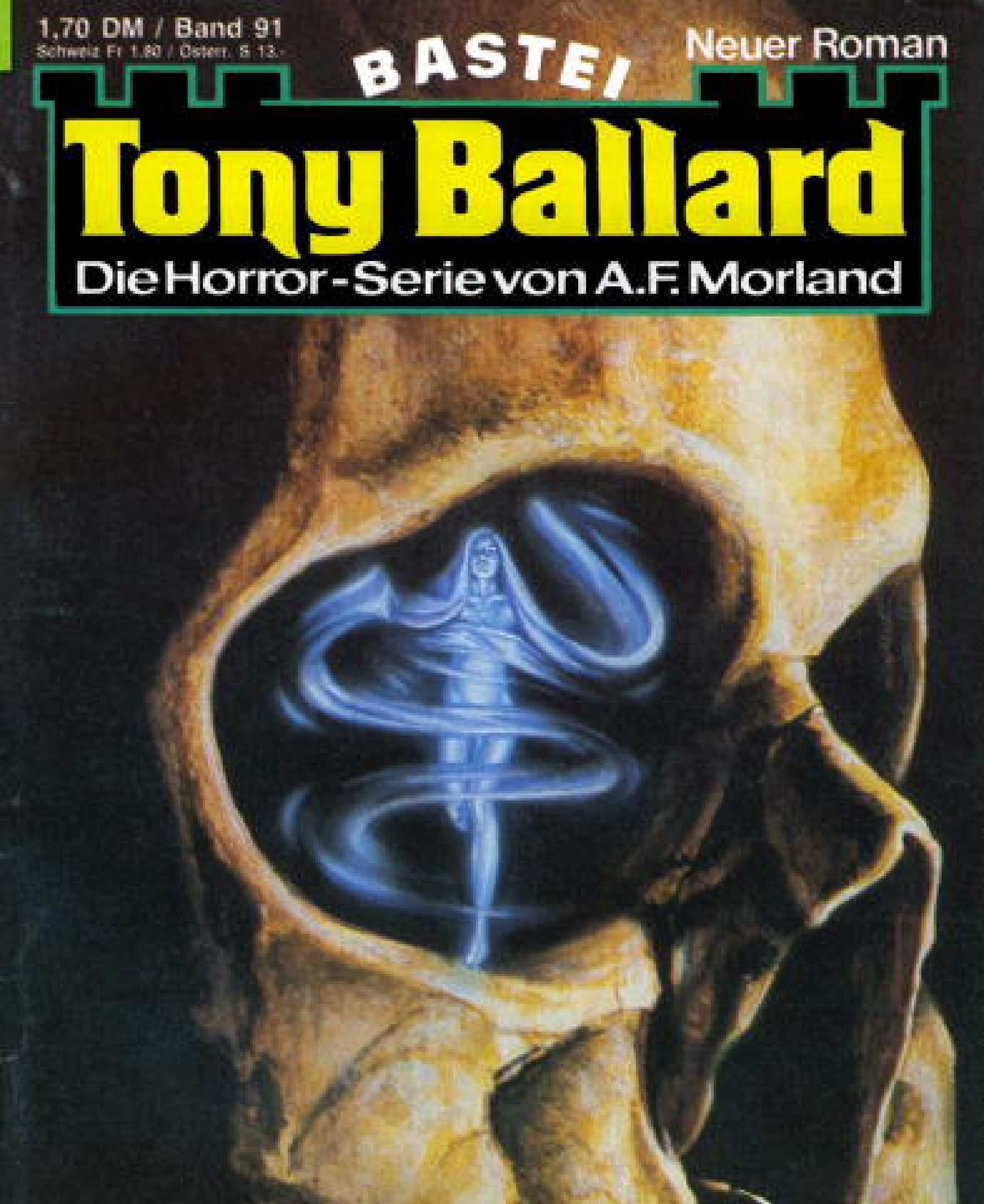


Ein Geist kehrt zurück



Ein Geist kehrt zurück

Tony Ballard Nr. 91

von A.F.Morland

erschienen am 14.03.1986

Ein Geist kehrt zurück

Der Klinikflur lag still und verlassen da. Die Patienten schliefen, bis auf wenige Ausnahmen. Es war eine Nacht wie jede andere - hätte man meinen können, doch der Schein trog. Das Böse schlich durch das nächtliche Krankenhaus und suchte ein Opfer.

Eine Pendeltür öffnete sich langsam, und Gummisohlen quietschten auf dem spiegelblanken Kunststoffboden. Der Höllendieb war da!

Und er würde sich holen, was er brauchte…

Schwester Sandra blickte auf die elektrische Wanduhr, die über der Tür hing. Sie war müde und gähnte, während der Zeiger um eine Minute vorrückte.

Jetzt war es genau vierundzwanzig Uhr. Geisterstunde. Aber Schwester Sandra war zu nüchtern, um an Geisterspuk und all diese Dinge zu glauben.

Sie stand mit beiden Beinen im Leben, war 35 und hatte einen zehnjährigen Jungen zu versorgen. Sie übernahm mehr Nachtdienste, als vorgeschrieben war, um tagsüber für ihren Sohn dasein zu können, und Geld verdiente sie dabei auch mehr.

Zumeist war in der Nacht nicht viel los. Man brach sich bei diesem Dienst also kein Bein. Ab und zu ein Rundgang, um nachzusehen, wie es den schwerkranken Patienten ging. Schlaftabletten für jene, die nicht einschlafen konnten. Mehr war zumeist nicht zu tun.

Dazwischen - langweilige Pausen, in denen Schwester Sandra strickte oder Kreuzworträtsel löste.

Sie erhob sich und streckte sich. Manchmal beneidete sie jene Frauen, deren Ehe intakt war, die nicht nur Kinder, sondern auch einen Mann hatten.

Sie war leider auf einen Taugenichts hereingefallen. Er hatte nicht gearbeitet und erwartet, daß Sandra das Geld verdiente.

Das hatte sie eine Zeitlang auch getan, aber dann hatte sie dem Vater ihres Jungen nahegelegt, sich eine andere Dumme zu suchen, und er war gegangen.

Er hatte nicht einmal versucht, sie umzustimmen, hatte seine Siebensachen gepackt und die Wohnung auf Nimmerwiedersehen verlassen. Nicht einmal seinen Sohn hatte er in den vergangenen zehn Jahren zu sehen versucht.

Sandra wußte nicht, wo er heute lebte - ob er überhaupt noch lebte. Kein Mensch war ihr gleichgültiger als er, der schuld an ihrem verpfuschten Leben war.

Sie verließ das Schwesternzimmer. Es war Zeit, Mr. Vandells Tropf zu wechseln.

Zu Stan Vandell war aber auch ein anderer unterwegs: Der *Dieb*, eine Höllenkreatur, die eine schreckliche Tat vorhatte. Zielstrebig ging der Mann den einsamen Flur entlang.

Er beachtete die Türen nicht, an denen er vorbeikam. Als er jene erreichte, die in den Raum von Stan Vandell führte, verharrte er einen Augenblick.

Seine Hände zuckten, die Finger spreizten sich, und ein leises Knistern war zu hören. Kleine gezackte Blitze sprangen von einem Finger auf den anderen über. Die Hände des Mannes, der nicht von dieser Welt war, strahlten auf eine mysteriöse Weise.

Er öffnete die Tür. Stille herrschte auch im Krankenzimmer. Vier

Betten standen darin, doch zur Zeit waren nur zwei belegt. Vandell schlief ruhig.

Über ihm hing eine Flasche, in der sich eine glasklare Flüssigkeit befand. Helles Mondlicht schien zum Fenster herein und zeichnete ein silbernes Rechteck auf den Boden.

Die Wahl des Höllendiebs hätte nicht auf jeden Patienten fallen können, deshalb hatte er sich für Vandell entschieden, einen relativ jungen Mann, der es mit seinen 32 Jahren schon zum Leiter einer großen Londoner Bankfiliale gebracht hatte.

Er war nach einem Autounfall in die Klinik gebracht worden und befand sich auf dem Wege der Besserung. Lebensgefahr hatte für ihn nicht bestanden. Bis jetzt!

Vandell würde sterben, das hatte der Höllenmann beschlossen. Niemand konnte den Patienten jetzt noch retten. Stan Vandell war bereits so gut wie tot.

Ein grausames Grinsen verzerrte die Züge des Unheimlichen. Er näherte sich dem Schlafenden, stand reglos neben ihm und betrachtete ihn mit einer erschreckenden Gier im Blick.

Langsam hob er seine strahlenden Hände. Damit würde er stehlen, was er brauchte, und die Magie, die ihm zur Verfügung stand, würde das Diebesgut konservieren.

Er beugte sich vor.

Plötzlich waren auf dem Flur Schritte zu hören.

Der Mann mit den strahlenden Händen stieß einen leisen Fluch aus. Es wäre nicht nötig gewesen, daß er sich versteckte, aber er wollte jedes Aufsehen vermeiden.

Eine zornige Glut glomm in seinen Pupillen kurz auf und erlosch gleich wieder. Er blickte sich hastig um und versteckte sich dann hinter einer spanischen Wand, die einen Teil des Raumes abtrennte.

Durch die Scharnierspalten konnte er sehen, wer den Raum betrat. Es war eine Krankenschwester. Sie hielt eine Infusionsflasche in der Hand.

Die Mühe hätte sie sich sparen können. Stan Vandell brauchte keine Infusion mehr.

Die Krankenschwester ließ die Tür offen. Neonlicht flutete in das Krankenzimmer. Vandell wurde unruhig und schlug die Augen auf, als Schwester Sandra die Infusionsflasche wechselte.

»Schwester Sandra…«

»Tut mir leid, daß ich Sie geweckt habe.«

»Das macht nichts.«

»Wie fühlen Sie sich?«

»Gut.«

»Das ist die letzte Flasche«, sagte die Krankenschwester. »Von morgen an brauchen Sie nicht mehr am Tropf zu hängen.«

Vandell lächelte. »Schade. Ich hatte mich schon daran gewöhnt.«

»Schlafen Sie weiter«, sagte die Krankenschwester, warf einen Blick auf den Patienten im Nachbarbett und verließ das Krankenzimmer mit der leeren Infusionsflasche.

Während sie ins Schwesternzimmer zurückkehrte, schloß Stan Vandell die Augen und schlief kurz darauf wieder ein.

Langsam klappte die spanische Wand zur Seite, und die Hände des Diebes begannen wieder zu strahlen. Lautlos näherte er sich dem Opfer.

Er hob die Arme, hielt die vorgestreckten Hände über den Schlafenden. Das Strahlen nahm zu, wurde intensiver, richtete sich aber nur nach unten.

Zwischen den Händen des Diebes und der Brust des Patienten entstand eine Lichtsäule, und in der Mitte dieses knisternden Leuchtens war mit einemmal das Gebiß eines Wolfs zu sehen.

»Beiß!« zischte der Höllenmann. »Beiß zu!«

***

Im Morgengrauen erwachte Lane Campas, Vandells Nachbar. Man hatte ihm den Blinddarm herausgenommen, und der Tag seiner Entlassung war nicht mehr allzu fern.

Campas war Marktfahrer. Sein Beruf brachte es mit sich, daß er ohne Wecker im Morgengrauen erwachte. Daß man in den Krankenhäusern die Patienten schon um sechs Uhr weckte, machte ihm nichts aus.

Für viele war das eine barbarische Zeit; für Campas nicht. Wer ihn aufwecken wollte, mußte »früher aufstehen«. Er räkelte sich und drehte den Kopf auf die Seite.

Plötzlich krampfte sich sein Herz zusammen. Mit seinem Bettnachbarn konnte irgend etwas nicht stimmen. Der Mann lag quer über der Matratze, ein Arm hing über die Bettkante herunter, die Nadel der Infusion war aus seiner Vene gerissen und sein Gesicht war zu einer Maske des Entsetzens erstarrt.

Campas drückte auf den Knopf, um Hilfe zu holen.

Im Schwesternzimmer schreckte Schwester Sandra hoch. Sie war vor wenigen Minuten ein wenig eingenickt, war jetzt aber sofort wieder hellwach und sprang auf.

Ein Lämpchen verriet ihr, in welches Zimmer sie eilen mußte. Sie hastete aus dem Schwesternzimmer und machte Augenblicke später bei Vandell und Campas Licht.

Lane Campas saß bleich im Bett. »Schwester… Mr. Vandell… Ich glaube, er ist tot!«

Sandra warf nur einen kurzen Blick auf Stan Vandell, dann kehrte sie um und holte den Arzt, der Bereitschaft hatte. Dr. Greeders kam sofort.

Er untersuchte den Patienten, hörte ihn mit dem Stethoskop ab und sagte schließlich. »Da ist nichts mehr zu machen. Der Mann ist tot.«

Schwester Sandra blickte den Arzt ungläubig an. »Um Mitternacht fühlte er sich noch gut. Er hat es mir selbst gesagt, als ich die Infusionsflaschen wechselte.«

»Die Obduktion wird ergeben, woran er gestorben ist«, sagte Dr. Greeders und veranlaßte, daß der Tote fortgebracht wurde.

Für Lane Campas war das ein schlimmer Schock. Er hatte sich gut mit Vandell verstanden, und sie hatten abgemacht, sich mal zu treffen, wenn sie das Krankenhaus verlassen hatten.

Campas' Schock wäre noch viel größer gewesen, wenn er geahnt hätte, daß auch er auf der Totenliste des unheimlichen Diebes mit den strahlenden Händen stand.

***

Campas hatte eine Freundin. Suzie Trane war ihr Name. Sie war achtzehn, hatte langes rotes Haar und viele Sommersprossen im hübschen Gesicht.

Sie war Telefonistin in einem großen Konzern, und um Lane besuchen zu können, ließ sie sich von einer Kollegin vertreten. Gleich zu Beginn hatte sie gefragt: »Wo ist Mr. Vandell? Hat man ihn verlegt? Sie können ihn doch noch nicht entlassen haben.«

»Stell dir vor, Vandell lebt nicht mehr.«

Suzie schaute ihn mit ihren großen Augen verblüfft an. »Das gibt's doch nicht. Er war doch übern Berg.«

»Alle stehen vor einem Rätsel. Die Obduktion wird Aufschluß über seine Todesursache geben.«

»Kann dem Personal ein Fehler unterlaufen sein?«

»Bestimmt nicht. Die geben sich hier alle sehr viel Mühe mit uns.«

Campas erzählte seiner Freundin, wie sich das Ganze im Morgengrauen abgespielt hatte. Suzie strich ihm liebevoll über das schwarz gelockte Haar.

»Hoffentlich kommst du bald raus. Ich möchte dich wieder sehen können, wann *ich* will, und nicht Besuchszeiten vorgeschrieben bekommen.«

»Am Wochenende entlassen sie so gut wie nie. Also werden sie mich entweder am Freitag oder am Montag nach Hause schicken.«

»Freitag wäre mir lieber«, sagte Suzie und schob ihre schlanken Finger in Lanes Hemd.

Er schmunzelte. »Mir auch. Aber *damit* werden wir noch ein bißchen warten müssen.«

»Sprich mit dem Chefarzt«, feixte Suzie. »Sag ihm, du hast eine Freundin, die dich besser pflegen kann, als es irgend jemand sonst hier zustandebringt, denn bei mir kommt noch eine Waggonladung voll

Liebe dazu.«

»Ich werde es ihm sagen. Damit kriege ich ihn weich.«

Die Besuchszeit verging wieder einmal viel zu schnell. Bedauernd nahm Lane Campas Abschied von Suzie. Es war ein Abschied für immer, doch das wußten sie nicht.

Campas begleitete seine hübsche Freundin bis zur Stationstür. Weiter durfte er nicht gehen. Er schlich neben Suzie einher, und seine Hand lag auf der Stelle, wo man ihn operiert hatte.

Seine Haltung war leicht gekrümmt. Es würde schon noch eine Weile dauern, bis er wieder Bäume ausreißen konnte. Er küßte Suzie.

»Ich liebe dich«, sagte er.

»Ich komme morgen wieder«, versprach ihm das rothaarige Mädchen.

»Bleib mir treu, hörst du?«

»Dummkopf«, sagte Suzie Trane, tippte ihm mit dem Zeigefinger auf die Nase und ging. Er winkte ihr, am Fenster stehend, nach. Sie drehte sich x-mal um und winkte zurück, und er wäre ihr am liebsten nachgelaufen.

Als er in sein Zimmer zurückkehrte, stutzte er, denn Vandells Bett war wieder belegt. Campas warf einen Blick auf die Tafel, die über dem Bett des Neuen hing.

Der Mann hieß Ken Anderson und war 28 Jahre alt. So alt war auch Lane. Er nickte dem Blonden zu.

»Ich bin Ihr Nachbar.«

»Freut mich«, sagte Anderson.

»Womit sind Sie hier?«

»Blinddarm.«

»Ich hab's schon hinter mir«, sagte Campas. »Vielleicht nimmt Ihnen meine Erfahrung die Angst: Ist halb so wild, 'ne Blinddarmoperation. Hier sind Sie in den besten Händen.«

Anderson schmunzelte. »Sie werden hoffentlich nicht dafür bezahlt, daß Sie für diese Klinik Reklame machen. Bisher habe ich um Krankenhäuser immer einen großen Bogen gemacht.«

»Tja, leider klappt das nicht immer. Ich dachte auch, mich würde es nie erwischen, und plötzlich lag ich unter Dr. Wingers Messer. Er ist der Chefarzt. Ein angenehmer Mensch. Mit dem kann man echt gut reden. Sie ahnen nicht, wie sehr einem das hilft.«

Obwohl Ken Anderson freundlich und nett wirkte, begegnete ihm Lane Campas mit einer gewissen Zurückhaltung, die diesem jedoch nicht auffiel.

Campas hatte Vandell gemocht. Er war ein bißchen schwerfällig, konnte sich auf den neuen Mann, der jetzt in Vandells Bett lag und dessen Platz einnahm, nicht so schnell einstellen. Er nützte die folgende Stunde, um Anderson zu beschnüffeln. Es stellte sich heraus, daß Ken Anderson Kriminalbeamter war.

»Muß ein sehr interessanter Beruf sein«, sagte Campas.

»Sie denken, ich jage Gangster, wie? Weit gefehlt. Wir machen Lenker-Erhebungen. Wenn Sie mit hundert Sachen durch Soho rasen, und ein Bobby sieht das, dann ist es unsere Aufgabe, herauszufinden, ob Sie es waren, der mit Ihrem Wagen unterwegs war, oder ob jemand anders am Steuer saß. Das ist Langeweile zur höchsten Potenz.«

Sie kamen einander allmählich näher. Lane Campas faßte vor allem deshalb schneller Vertrauen zu Ken Anderson, weil dieser Kriminalbeamter war.

Er sagte sich, einen solchen Job bekämen nur Menschen mit untadeligem Ruf, und das half ihm, seine Reserviertheit mit der Zeit abzulegen.

Irgendwann erzählte er Anderson dann, was mit Stan Vandell passiert war. Zuerst dachte er, es wäre besser gewesen, das nicht zu erwähnen, weil Anderson doch im gleichen Bett lag, aber der Kriminalbeamte steckte es mit erstaunlicher Gleichgültigkeit weg.

»Haben Sie jetzt kein flaues Gefühl im Magen, wo Sie wissen, daß in Ihrem Bett ein Mensch gestorben ist?« fragte Campas erstaunt.

»Ich kann's nicht ändern, daß die mich in dieses Bett gesteckt haben. Auf jeden Fall habe *ich* nicht vor, hier das Zeitliche zu segnen.«

Lane Campas lachte blechern. »Ich auch nicht.«

***

Die Obduktion wurde von Dr. Aaron Thompson vorgenommen. Er war ein großer, kräftiger, ernster Mann, der seiner Arbeit jenen Stellenwert einräumte, der ihr seiner Ansicht nach gebührte.

Während er den Leichnam sezierte, lief ein Tonband, und Dr. Thompson beschrieb mit klarer, vernehmlicher Stimme ganz genau, was er tat. Es wurde auf Band festgehalten und würde ihm später helfen, einen lückenlosen Obduktionsbericht zu verfassen.

Ein junger Assistenzarzt war bei ihm, lernbegierig und eifrig. Auch für diesen erklärte Dr. Thompson jeden Handgriff besonders präzise.

Entschlossen und mit ruhiger Hand setzte Dr. Thompson die Skalpellschnitte, durchtrennte die Haut, Fettgewebe, Muskelschichten. Er arbeitete flink, und weniger wichtige Handgriffe ließ er den Assistenzarzt tun.

Dr. Ted Stephen beugte sich über den Brustraum, den Dr. Thompson öffnete, und plötzlich war ihm, als würde er dort drinnen etwas Weißes schimmern sehen.

Zähne!

Der Assistenzarzt schloß die Augen. Vergangene Nacht war es spät geworden. Er hatte mit Schulfreunden gefeiert und war nur für zwei Stunden ins Bett gekommen.

Vielleicht war dies der Grund, warum ihm seine Sinne jetzt einen

Streich spielten. Er konnte unmöglich wirklich die langen Fangzähne eines Raubtieres gesehen haben.

Als er die Augen wieder öffnete, fragte ihn Dr. Thompson: »Was haben Sie? Ist Ihnen nicht gut?«

»Doch, doch. Ich habe nur manchmal so ein Brennen in den Augen.«

»Vielleicht brauchen Sie eine Brille«, sagte Dr. Thompson. »Sie sollten mal zum Augenarzt gehen.«

»Ja, Dr. Thompson, das werde ich tun.«

Die Zähne waren nicht mehr da, als Ted Stephen wieder in den Brustraum des Leichnams blickte. Eine Halluzination, dachte er. Hoffentlich wiederholt sich das nicht.

Dr. Thompson arbeitete weiter. Plötzlich zog er die Luft geräuschvoll ein.

»Das gibt's doch nicht!« stieß er verblüfft hervor. »Das ist unmöglich. Sehen Sie, Dr. Stephen. Dieser Mann hat kein Herz!«

***

Der Pilot sagte, wir sollten die Sitze geradestellen und uns anschnallen, denn wir würden in Kürze landen. Noch nie hatte ich mich so sehr auf Zuhause gefreut wie diesmal.

Ich hatte eine schwere Zeit und viele kräfteraubende Abenteuer hinter mir, und es hatte nicht danach ausgesehen, daß ich London und meine Freundin je wiedersehen würde.

»Du strahlst wie eine 100-Watt-Lampe«, sagte Noel Bannister neben mir.

»Mach mir das mal nach«, gab ich grinsend zurück.

Wir hatten in der australischen Gibsonwüste gegen Professor Mortimer Kull und seine Organisation des Schreckens gekämpft, und diesmal hatten wir es geschafft, Kull zu schnappen.

Doch während des Fluges hatte uns die Meldung erreicht, daß es Kull mühelos geschafft hatte, aus dem Gefängnis von Adelaide auszubrechen. Der Kampf war also noch lange nicht zu Ende.

Ich hatte Noel Bannister eingeladen, ein paar Tage bei uns in London zu bleiben und auszuspannen. Seine Kollegen, die mit uns in der CIA-Maschine saßen, würden von London nach Washington weiterfliegen und ihren Kollegen von ihrem ersten Einsatz gegen schwarze Wesen berichten.

Ich schaute ungeduldig aus dem Fenster, merkte, wie der Jet langsam sank und konnte es kaum erwarten, bis wir Heathrow erreichten.

Endlich setzte die Maschine daunenweich auf. Wir spürten es kaum.

Der Jet rollte von der Landebahn, und ich öffnete den Gurtverschluß, als über mir das Warnlicht erlosch.

»Ist immer schön, wieder heil runtergekommen zu sein«, sagte Noel.

»He«, sagte ich erstaunt. »Was entdecke ich denn da? Du hast doch

nicht etwa Angst vorm Fliegen? Ein Bursche wie du, der nicht davor zurückschrecken würde, in die Hölle zu gehen und des Teufels Großmütter ein Barthaar auszureißen.«

Der CIA-Agent wies grinsend auf seine Brust. »Wie's da drinnen aussieht, geht niemand was an.«

Jetzt blieb die Maschine stehen, und ich war der erste, der sich erhob.

***

Dr. Vance Winger, der Chefarzt, diktierte seiner Sekretärin zwei Briefe. Als er mit dem zweiten fertig war, läutete auf seinem Schreibtisch das Telefon.

Die Sekretärin hob für ihn ab und reichte ihm dann den Hörer. »Dr. Thompson«, sagte sie, damit Winger wußte, wen er an der Strippe hätte.

Der Chefarzt nahm ihr den Hörer aus der Hand und meldete sich. Dr. Thompson war so aufgeregt, daß ihn Dr. Winger kaum verstehen konnte. Er entnahm den Worten des Kollegen nur, daß er schnellstens kommen und »sich das ansehen« solle.

»Worum geht's denn?« fragte Dr. Winger.

»Das müssen Sie selbst sehen, sonst glauben Sie es nicht«, erwiderte Dr. Thompson.

»Na schön, ich komme«, sagte Dr. Winger und legte auf.

Er war ein stattlicher Mann in den besten Jahren und bei Patienten und Kollegen gleich beliebt.

Er besaß ein umfassendes medizinisches Wissen und wußte, wie man Menschen behandeln mußte. Er leitete die Klinik seit 15 Jahren und trug großen Anteil an dem guten Ruf, den sie hatte.

Dr. Winger fuhr mit dem Lift zwei Etagen nach unten und betrat wenig später die Pathologie. Dr. Thompson und Dr. Stephen waren immer noch erregt. Auf dem Seziertisch lag der Tote.

»Ich kann es nicht fassen«, sagte Aaron Thompson. »Es ist unmöglich, aber dennoch eine Tatsache. Stan Vandell hat kein Herz!«

»Machen Sie keine Witze«, sagte Vance Winger energisch.

»Habe ich nicht gesagt, Sie würden's nicht glauben? Überzeugen Sie sich selbst.«

Das tat Dr. Winger, und auch er konnte nicht begreifen, was er sah. Stan Vandell konnte ohne Herz nicht gelebt haben. Was war hier los? Waren die Ärzte mit einem medizinischen Wunder konfrontiert?

Die Wahrheit war schrecklicher, doch wie hätte Dr. Winger das wissen können?

***

Nachdem ich den Zoll passiert hatte, hörte ich einen Freudenschrei, und dann rannte Vicky Bonney mit wehender Blondmähne auf mich

zu und warf sich mir in die Arme.

»Tony, o Tony. Wie schön, dich wiederzusehen. Wir haben uns so große Sorgen um dich gemacht.«

»Unbegründet, wie du siehst«, übertrieb ich. »Es geht mir blendend.«

Vicky streichelte mein Gesicht mit zitternden Händen. »Ich… ich kann nicht sagen, wie glücklich ich bin, dich wiederzuhaben.«

Ich küßte sie und flüsterte ihr ins Ohr, mehr davon würde sie kriegen, wenn wir allein wären. Dann wandte ich mich den anderen zu, die gekommen waren, um mich willkommenzuheißen.

»Nächstens fragst du mich, ob ich damit einverstanden bin, bevor du abhaust«, sagte Mr. Silver grinsend und zerquetschte mir die Hand.

Auch Tucker Peckinpah hatte es sich nicht nehmen lassen, mich, vom Flughafen abzuholen. Herzlichkeit war sonst nicht seine große Stärke, aber heute umarmte er mich wie einen verloren geglaubten Sohn, der endlich heimgefunden hatte.

Ich erfuhr, daß eigentlich alle meine Freunde kommen wollten, doch Peckinpah hatte darauf gedrungen, daß die anderen inzwischen zu Hause alles für das große Begrüßungsfest arrangierten.

Nachdem sie auch Noel Bannister herzlich begrüßt hatten, verließen wir die Ankunftshalle. Es wurde so viel durcheinandergeredet, daß keiner richtig zu Wort kam. Ich wollte so vieles wissen, und meinen Freunden erging es genauso.

Wir fuhren in Peckinpahs Rolls Royce nach Haus. Ich kann kaum beschreiben, wie mir ums Herz war, als wir Paddington erreichten und in die Chichester Road einbogen.

***

»Heute nacht hatte ich einen furchtbaren Traum«, erzählte Lane Campas. Er sah Ken Anderson fragend an. »Glauben Sie an übersinnliche Dinge?«

»Nein«, antwortete der Bettnachbar.

»Ich… ich habe den Tod von Stan Vandell irgendwie vorhergesehen, wenn ich mir's jetzt so überlege.«

»So etwas gibt es nicht.«

»Vorhergeträumt müßte ich eigentlich sagen«, bemerkte Campas. »Aber wenn Sie's nicht hören wollen, behalte ich es für mich. Ich will Sie nicht langweilen.«

»Tun Sie nicht. Erzählen Sie's ruhig«, forderte ihn Anderson auf.

»Also, in meinem Traum wurde Stan Vandell… ermordet, und zwar auf eine ganz seltsame Weise…« Campas betrachtete nachdenklich seine Hände. »Wieso fällt mir das jetzt erst ein? Heute morgen, als ich Vandell tot im Bett liegen sah, konnte ich mich an diesen unheimlichen Traum nicht erinnern.«

»Vielleicht mußte ihn Ihr Unterbewußtsein erst verarbeiten«, nahm

Anderson an. »Wenn er tatsächlich so schrecklich war…«
»Oja, das war er«, sagte Campas und nickte heftig. »Zuerst war hier alles still und friedlich - im Traum meine ich. Es muß so um Mitternacht gewesen sein, da betrat jemand den Raum. Der Kerl war mir von Anfang an nicht geheuer. Er schlich auf Vandell zu, und ich bildete mir ein, er wollte meinem Bettnachbarn etwas anhaben. Ich wollte Vandell warnen, aber wie das in Träumen so ist - ich konnte nicht rufen. Ich konnte nur zusehen. Eine kalte Angst lähmte mich. Auf dem Flur waren Schritte zu hören, und der Mann versteckte sich hinter der Trennwand. Schwester Sandra kam und wechselte die Infusionsflaschen aus. Stan Vandell wurde kurz munter und redete mit ihr. Nachdem sie gegangen war, schlief er wieder ein, und der unheimliche Kerl kam wieder hervor. Seine Hände leuchteten. Er hielt sie über Vandells Brust, und in dem Licht erschien ein Raubtiergebiß. ›Beiß zu!‹ zischte der Mörder, und… die Zähne gehorchten. Vandell verlor dabei sein Herz.«
Ken Anderson schmunzelte. »Sie haben eine ungemein rege Phantasie. Träumen Sie öfter so aufregend?«
»Zum Glück nicht. Sonst würde mich noch mal im Schlaf der Schlag treffen. Sie können sich nicht vorstellen, wie sehr ich mich dabei aufgeregt habe.«
»Sie könnten einem Horrorautor als Ideenlieferant dienen«, sagte Anderson. »Ich kenne da einen ausgeflippten Typen in Wien…«
»Ich träumte das alles so furchtbar realistisch. Als würde es tatsächlich passieren. Und heute morgen war dann Stan Vandell wirklich tot.«
»Zufall«, sagte Anderson. »Niemand kann in die Zukunft sehen. Auch im Traum nicht. Außerdem war Ihr Traum - ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel, wenn ich es sage - ein bißchen überdreht. Ein Mann mit strahlenden Händen. Ein Wolfsgebiß. Und Vandell verliert sein Herz. So etwas ist nur in einem Alptraum möglich.«
Lane Campas nickte. »Sie haben natürlich recht, so etwas kann sich niemals wirklich zutragen, aber je länger ich mich damit auseinandersetze, desto mehr bilde ich mir ein, daß es kein Traum, sondern Wirklichkeit war. Vielleicht sollte ich fragen, ob die hier auch einen Psychiater haben.«
Rocky Harris, der Krankenpfleger, betrat das Zimmer. »Na, habt ihr euch schon angefreundet?«
»Ja«, sagte Anderson lächelnd. »Mr. Campas hat mir soeben eine unheimliche Geschichte erzählt. Wollen Sie sie hören?«
»Auf Gruselstories steh' ich wahnsinnig«, sagte der Krankenpfleger grinsend.
Es war Campas nicht recht, daß Anderson die Geschichte weitererzählte, aber er wußte nicht, warum. Was war schon dabei?

Rocky Harris schüttelte sich, nachdem Anderson geendet hatte. »Mann, die Story war wirklich gut. Ich guck' bald wieder bei euch rein. Vielleicht habt ihr dann was neues Gruseliges auf Lager.« Er wechselte die Handtücher und ging.

»Der Unheimliche in Ihrem Traum«, sagte Ken Anderson zu Lane Campas, »hatte er kein Gesicht? Ich meine, können Sie ihn nicht beschreiben?«

»Ich habe sein Gesicht gesehen«, sagte Campas.

Andersons Miene spannte sich.

»Aber irgendwie scheint sich mein Geist gegen diese Erinnerung zu wehren. Ich sehe den Mann genau vor mir. Nur sein Gesicht befindet sich hinter einem nebeligen Oval. Ich kann es nicht erkennen.«

Anderson lachte heiser. »Hoffentlich kommen Sie nicht auf die Idee, Ihrem unheimlichen Killer meine Gesichtszüge zu verleihen.«

***

»Herzlich willkommen, Tony«, sagte Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, umarmte mich, küßte mich auf die Wangen und drückte mir ein Glas Pernod in die Hand.

Das Wohnzimmer quoll über. Ich grinste. »Ich wußte nicht, daß ich *so viele* Freunde habe.«

Auch Daryl Crenna, der Gründer des »Weißen Kreises«, Mason Marchand, Brian Colley - drei Männer aus der Welt des Guten - waren gekommen. Dort hießen sie Pakka-dee, Fystanat und Thar-pex.

Es waren aber auch noch die beiden Gnome von der Prä-Welt Coor da: Cruv mit seiner Freundin Tuvvana, zu der ich mich hinunterbeugen mußte, weil auch sie mich küssen wollte.

Auch mein Ahnherr, der Hexenhenker Anthony Ballard, war anwesend, und stumm und bescheiden wie immer stand Boram, der Nessel-Vampir, diese graue Dampfgestalt, in einer Ecke des Raumes.

Er drängte sich nie vor, war aber immer zur Stelle, wenn ich ihn brauchte. Ich begrüßte ihn, und er nannte mich wieder »Herr«. Ich wollte nicht, daß er sich so unterordnete, aber ich konnte es ihm nicht abgewöhnen.

Lance Selby, unser Freund und Nachbar, befand sich in Langley, um Noel Bannisters Männer für die Dämonenjagd auszubilden, und Vladek Rodensky, der Brillenfabrikant, der auch zu meinen engsten Freunden zählte, wäre ebenfalls sehr gern gekommen, mußte jedoch dringender Geschäfte wegen in Wien bleiben.

Es fehlte mir eigentlich nur noch Jubilee, der nette Prä-Welt-Floh. Kaum hatte ich an sie gedacht, da rief sie hinter mir meinen Namen, und als ich mich umdrehte, war ich wie vom Donner gerührt. So hübsch, so apart, so herzerfrischend und sympathisch hatte ich sie nicht in Erinnerung gehabt.

Das himmelblaue Kleid, das sie trug, lag wie eine zweite Haut an ihrem jungen, geschmeidigen Körper. Ich war froh, daß sie zur »Familie« gehörte.

Jubilee stürzte sich auf mich, als wollte sie mich umwerfen, und sie umarmte mich mit einer Herzlichkeit, die überwältigend war. Ich war wieder daheim, und es war noch schöner, als ich es mir vorgestellt hatte.

***

Rocky Harris hatte nur einen Fehler: Er konnte nichts für sich behalten. Was man dem Krankenpfleger erzählte, trug er prompt durch die ganze Klinik.

Man hätte es ebensogut einer Katze an den Schwanz binden können. So machte Lane Campas' unheimlicher Traum ziemlich schnell die Runde im Krankenhaus.

Und er kam auch dem Chefarzt zu Ohren. Dr. Vance Winger wollte den Patienten erst aufsuchen, doch dann dachte er, es wäre besser, wenn er mit dem Mann in seinem Büro unter vier Augen sprechen würde. Er bat eine Krankenschwester, ihm den Patienten zu schicken.

Campas traf nach wenigen Minuten ein. Dr. Wingers Sekretärin schickte ihn gleich zum Chef, und Vance Winger kam um seinen Schreibtisch herum, um den Patienten freundlich zu begrüßen. Er bot Campas Platz an.

Der Patient setzte sich. Er fragte sich schon die ganze Zeit über, was Dr. Winger von ihm wollte. Es war schließlich nicht üblich, daß man vom Chefarzt in dessen Büro empfangen wurde.

Dr. Winger fiel nicht gleich mit der Tür ins Haus. Er erkundigte sich zuerst nach Campas' Befinden.

Der Patient schmunzelte. »Wie heißt das so schön? Es geht mir den Umständen entsprechend gut. Deshalb möchte ich die Gelegenheit beim Schopf packen und Sie bitten, mich am Freitag nach Hause zu schicken.«

»Wir werden sehen«, sagte Dr. Winger, der sich jetzt noch nicht festlegen wollte. »Ich werde Sie morgen untersuchen, und wenn sich abschätzen läßt, daß es nicht riskant ist, Sie heimgehen zu lassen, werde ich Sie nicht hierbehalten. Ich hoffe, Sie fühlen sich bei uns wohl.«

»War für mich ein echter Glücksfall, daß ich in Ihre Klinik kam«, sagte Lane Campas ehrlich.

»Schlimm, daß Ihr Bettnachbar starb, nicht wahr?«

»War'n echter Schock für mich. Stan Vandell war in meinen Augen kein todkranker Mann, verstehen Sie? Es ging ihm verhältnismäßig gut. Und plötzlich…«

»Das war auch für uns eine höchst unerfreuliche Überraschung«, gab

der Chefarzt zu. »Aber mir kam da etwas zu Ohren. Es heißt, Sie hätten geträumt, daß Vandell sterben könnte…«

»Dieser Krankenpfleger ist schlimmer als ein altes Waschweib«, seufzte Campas.

»Er ist besser als eine Hauszeitung«, sagte Dr. Winger. »Und vor allem schneller. Würden Sie mir Ihren Traum erzählen, Mr. Campas?«

Lane Campas rieb sich die Nase. »Also wissen Sie, ehrlich gesagt rede ich nicht gern darüber. Ich hab's einmal erzählt, und im Nachhinein denke ich, daß selbst das zuviel war.«

Der Chefarzt konnte ihn aber schließlich doch überreden, ihm seinen Alptraum zu schildern.

»Und der Mann, der das getan hat, hat in Ihrer Erinnerung kein Gesicht?« fragte Dr. Winger ernst.

»Ich habe sein Gesicht gesehen«, sagte Campas. »Aber nun ist es weg. Es war ein Gesicht, das mir bekannt war.«

»Würden Sie mich umgehend in Kenntnis setzen, wenn Sie sich doch noch erinnern sollten?«

»Wozu? Halten Sie das Ganze etwa für keinen Traum? So etwas Irres kann nicht wirklich passiert sein.«

»Können Sie etwas für sich behalten, Mr. Campas?«

»Klar. Geheimnisse sind bei mir besser aufgehoben als in einem Tresor.«

»Wenn ein Mensch stirbt und sich die Ärzte nicht über die Todesursache im klaren sind, wird er obduziert, damit man weiß, woran er gestorben ist«, sagte Dr. Winger.

»Das ist mir bekannt.«

»Was ich Ihnen jetzt sagen werde, wird Ihren Alptraum in ein anderes Licht rücken, Mr. Campas. Als Dr. Thompson Stan Vandell obduzierte, mußte er zu seiner großen Verblüffung feststellen, daß der Tote kein Herz hatte.«

***

»Wo ist Terence Pasquanell?« fragte ich Mr. Silver, nachdem die vielen Begrüßungen ein Ende hatten.

»Bei Pater Severin«, antwortete der Ex-Dämon.

»Konnte er ihm helfen?«

Der Hüne mit den Silberhaaren schüttelte den Kopf. »Noch nicht, aber er will es auf jeden Fall versuchen.«

»Warum hat er es noch nicht versucht?«

»Er sagt, er müsse sich erst auf Pater Severin einstellen. Das braucht seine Zeit. Pasquanell muß spüren, daß er soweit ist: Er braucht die innere Bereitschaft dazu. Wenn er diese große Aufgabe, an der wir andern bisher alle scheiterten, zu früh in Angriff nimmt, kann's für ihn und Pater Severin schlimm ausgehen.«

»Wieso kann er möglicherweise mehr für Severin tun als zum Beispiel du oder Roxane? Er ist doch nur ein Mensch, oder etwa nicht?«

»Doch, Tony, er ist ein Mensch, und vielleicht liegt darin sein Vorteil. In Roxanes und meinen Adern fließt schwarzes Blut. Wir haben uns vom Bösen abgewandt und auf die Seite des Guten gestellt, aber das hat die Farbe unseres Blutes nicht verändert. Pasquanell hatte vor langer Zeit eine geheimnisvolle Begegnung mit einem Wesen aus einer anderen Dimension. Es war nicht die Welt des Guten, das haben mir Pakka-dee und seine Freunde bestätigt. Dieses Wesen hat dem Werwolfjäger Pasquanell ein Vermächtnis überlassen. Er spricht nicht gern darüber, und ich respektiere das. Wichtig ist nur, daß er es schafft, Pater Severin zu helfen. Auf welche Weise er das tut, ist von zweitrangiger Bedeutung.«

»Du hast recht. Der Erfolg zählt«, sagte ich.

»Wir können nur hoffen, daß Pasquanell bald soweit ist.«

Mr. Silver hatte recht. Eine kalte Wut stieg in mir hoch, wenn ich daran dachte, was aus Pater Severin geworden war. Ein Mann, knorrig und unbeugsam wie eine Eiche, kräftig wie ein Catcher - und plötzlich hatte er den Verstand verloren.

Meinetwegen!

Weil der Exorzismus, den er an mir versucht hatte, damit ich das schleichende Marbu-Gift los wurde, schiefgegangen war. [1] Pater Severin konnte nicht mehr sprechen, nicht mehr denken. Er mußte gefüttert werden und nahm von seiner Umwelt keine Notiz mehr. Er vegetierte nur noch dahin.

Würde der Werwolfjäger aus Kanada dem sympathischen Pater helfen können?

Meine Freunde forderten mich auf, ihnen von meinen Erlebnissen zu erzählen, und ich setzte mich in ihre Mitte und begann mit meinem langen Bericht.

***

»Was wollte denn der Chefarzt von Ihnen?« erkundigte sich Ken Anderson, als Lane Campas zurückkehrte.

Er zuckte mit den Schultern und antwortete: »Es ging um meine Entlassung. Ich würde gern schon am Freitag nach Hause gehen.«

Anderson lächelte. »Das können Sie mir doch nicht antun. Dann liege ich mutterseelenallein in diesem Zimmer. Davon kann man gemütskrank werden.«

»In Krankenhäusern herrscht ein ständiges Kommen und Gehen. Vielleicht ist in ein paar Tagen dieses Zimmer sogar überbelegt.«

Rocky Harris brachte das Abendessen. »Na, wie war's beim Chef? Mir kommt vor, ihn bedrückt irgend etwas. Wissen Sie, was er hat?«

»Keine Ahnung«, antwortete Lane Campas. Ihm kam vor, als würde

Ken Anderson heimlich die Ohren spitzen. War der Mann nur neugierig, oder steckte mehr hinter diesem Wissensdurst?

Nach dem Abendessen wurde Campas müde. Suzie hatte ihm vor zwei Tagen einen Walkman gebracht. Er setzte die Kopfhörer auf und ließ sich mit Musik berieseln, während Ken Anderson in einer Illustrierten blätterte.

Campas fielen die Augen zu, und es dauerte nicht lange, bis er von diesem unheimlichen Mörder träumte. Er sah den Mann neben Stan Vandells Bett stehen, und diesmal war das nebelige Oval nicht ganz so dicht. Gesichtszüge ließen sich erahnen.

Lane Campas strengte sich im Schlaf an. Er versuchte, den Nebel zum Verschwinden zu bringen. Zuerst wollte es ihm nicht gelingen, doch nach und nach wurde der Nebel dünner, und das Gesicht des Mörders schälte sich heraus.

Die letzten Schleier verflüchtigten sich, und Campas sah den Mann ganz deutlich. Die Panik griff mit eiskalten Händen nach seinem Herz.

Er stöhnte und keuchte, hatte Angst, und obwohl er träumte, begriff er mit einemmal, daß er in der vergangenen Nacht keinen Alptraum gehabt hatte.

Er hatte diesen Wahnsinn tatsächlich *gesehen*!

Verstört öffnete er die Augen… und sah Ken Anderson, der sich über ihn gebeugt hatte!

***

Schwarz und düster ragten die Mauern der alten Abtei auf. Der Wind pfiff unter die Dachsparren und heulte zwischen den Mauerritzen. Ein längst vergessener Herzog hatte die Abtei erbauen lassen, doch sie war nie von heiligen Männern und kirchlichen Würdenträgern bewohnt und benützt worden, denn nach ihrer Fertigstellung hatte jener Herzog, der wohl einen Hang zum Makaberen besaß, in diesen Mauern wüste Orgien gefeiert.

Man feierte schwarze Messen, verherrlichte das Böse und betete den Höllenfürsten an. Mit dem Tod des Herzogs zerfiel die Sekte, die schwarze Abtei aber blieb bestehen und ragt heute noch als düsteres Mahnmal auf.

In ihren Gewölben herrschte ewige Nacht; und ein Gerücht besagte, daß derjenige verloren ist, der sich dort hinunterwagte - auch wenn er reinen Herzens war.

Dem Bösen hingegen würde kein Leid geschehender wäre dort unten stets willkommen.

Und der Mann, der in diesem Augenblick die kalten Steinstufen hinunterstieg, war nicht nur böse, er war die Inkarnation des Bösen schlechthin.

Der Mann mit den strahlenden Händen! Ein Wesen aus der Hölle!

Er betrat den Raum, in dem früher die schwarzen Messen abgehalten worden waren. Die Wände schienen das Lustgestöhne der Sektierer und die verzweifelten Schreie der Opfer in sich aufgesogen zu haben. Sie gaben es in diesem Augenblick auf eine grauenerregende Weise wieder.

Der Höllenmann trug einen kleinen Metallbehälter. In diesem befand sich Stan Vandells Herz.

Das Herz war in schwarzer Magie gebettet, und diese bewirkte, daß es immer noch schlug. Der Mann hob den Würfel an sein Ohr. Laut und deutlich waren die Schläge des Herzens zu vernehmen.

Aber ein Herz war zu wenig. Der Mann brauchte drei. Mit ihrer Hilfe konnte er dann Kräfte herbeizitieren, die ein schwarzes Wunder vollbringen sollten.

Seine Schritte hallten durch das unterirdische Gewölbe. Er näherte sich dem Blutaltar und stellte die erste Opfergabe darauf. Er trat zurück und aktivierte die im Würfel befindliche Magie mit schwarzen Formeln.

Langsam durchdrang ein Licht die Metallwände. Der Würfel erhellte die Dunkelheit auf eine geisterhafte Weise, und es wurde totenstill in der Tiefe der schwarzen Abtei.

Der milchig-trübe Schein, der vom Würfel ausging, legte sich auf die Wände, und ein riesiges Fresco hob sich von der Stirnwand ab. Es zeigte nichts weiter als das Profil eines kahlen Totenschädels. Niemand kannte den Schöpfer. Keiner wußte, wie lange es dieses dämonische Fresco schon gab. Es war denkbar, daß es von allein entstanden war. Durch die Kraft der Hölle, die selten auf der Erde so präsent war wie hier.

Man sagte, es wäre möglich, dieses Höllenfresco zum Leben zu erwecken. Jedoch nur unter bestimmten Voraussetzungen. Demjenigen, der sie schuf, würde dann eine gefährliche Macht zur Verfügung stehen und ihn unbesiegbar machen, und nach dieser Macht gierte der Höllenmann.

Das erste Herz befand sich an seinem Platz.

Heute nacht würde er sich das nächste holen, und bald würden die Voraussetzungen für eine Belebung des Geisterfrescos erfüllt sein.

Der Mann zog sich rückwärtsgehend vom Blutaltar zurück. Das Böse, das hier unten wirkte, hatte sein Opfer angenommen. Das Leuchten des Würfels erlosch nicht.

Der Mann verließ die schwarze Abtei. Er eilte durch die Dunkelheit. Knietiefes Unkraut strich um seine Beine. Er erreichte einen steinigen Weg und lief diesen entlang.

Zwischen Büschen stand sein Wagen. Er stieg ein und fuhr los.

Zwanzig Minuten später betrat er die Klinik durch einen Hintereingang. Von seiner Abwesenheit hatte niemand etwas bemerkt.

***

Lane Campas riß sich die Kopfhörer herunter und setzte sich erschrocken auf. Er stöhnte auf, weil ein glühender Schmerz seinen Bauch durchraste. Er durfte sich noch nicht so schnell bewegen.

»Was ist los mit Ihnen?« fragte Ken Anderson. »Was haben Sie?«

Campas blickte ihn verstört an.

»Schon wieder ein Alptraum?« fragte Anderson. »Geht es Ihnen nicht gut? Soll ich die Schwester rufen?«

»Nein!« sagte Campas zuerst. Dann aber: »Ja.«

Er mußte Dr. Winger informieren. Er hatte es dem Chefarzt versprochen. Er wußte jetzt, wie der Mann ausgesehen hatte, von dem er geträumt zu haben glaubte.

Es war kein Traum gewesen!

Er konnte sich nicht erklären, wie so etwas möglich war. Es stand für ihn nur fest, daß er nicht geträumt hatte. Er kannte Stan Vandells Mörder, den Mann, der Vandell das Herz gestohlen hatte.

Anderson wollte wissen, was er diesmal geträumt hatte, aber er sagte es ihm nicht.

Nachdem Ken Anderson nach der Schwester geläutet hatte, legte er sich wieder in sein Bett.

Schwester Sandra erschien, und Lane Campas winkte sie aufgeregt zu sich. »Ist Dr. Winger noch im Haus?« fragte er. Schweiß glänzte auf seinem Gesicht.

»Der Chefarzt hat die Klinik vor einer halben Stunde verlassen«, sagte die Krankenschwester. »Brauchen Sie einen Arzt?«

»Ich brauche Dr. Winger, nur ihn.«

»Tut mir leid, mit dem kann ich Ihnen nicht dienen. Was haben Sie für Beschwerden?«

»Keine Beschwerden. Ich muß mit ihm reden«, sagte Campas mit vibrierenden Nerven. »Ich… ich habe ihm etwas sehr Wichtiges zu sagen.«

»Hat das nicht bis morgen früh Zeit? Oder können Sie es mir nicht sagen?«

Campas schüttelte den Kopf und preßte die Lippen so fest zusammen, als befürchtete er, ihm könnte eine Silbe entschlüpfen.

»Können Sie nicht versuchen, Dr. Winger zu Hause zu erreichen?« fragte er dann.

»Und was sage ich ihm?«

»Daß ich ihn sprechen möchte.«

»Ich glaube nicht, daß er in die Klinik kommen wird. Sie müssen das verstehen, Mr. Campas. Dr. Winger hat sehr viel zu tun. Er braucht zwischendurch auch mal seine Ruhe. Morgen, bei der Frühvisite, steht er Ihnen gern zur Verfügung.«

»Er will etwas von mir wissen. Sagen Sie ihm, es ist mir eingefallen,

dann wird er kommen.«

Schwester Sandra atmete hörbar aus. »Na schön, ich werde versuchen, ihn zu erreichen, aber ich kann Ihnen nicht versprechen, daß ich auch Erfolg habe.«

»Es ist sehr wichtig, Schwester Sandra.«

»Okay, ich werde mir Mühe geben. Das ist alles, was ich Ihnen versprechen kann.« Sie verließ das Krankenzimmer, kam aber einige Minuten später mit einer winzigen Pille wieder. »Hier, nehmen Sie die«, sagte sie.

»Was ist das?« wollte Campas wissen.

»Eine Beruhigungspille. Es ist nicht gut, wenn Sie sich aufregen. Sie könnten Fieber bekommen. Soviel ich gehört habe, würden Sie gern am Freitag nach Hause gehen. Bei erhöhter Temperatur können Sie das vergessen.«

Campas schluckte die Pille sofort.

Er spülte sie mit Wasser hinunter. Schwester Sandra schüttelte sein Kissen auf und empfahl ihm, sich zu entspannen.

Vom Schwesternzimmer aus rief sie bei Vance Winger zu Hause an. Sie war froh, daß niemand abhob, denn sie wußte eigentlich nicht genau, womit sie die späte Störung entschuldigen sollte.

Es war wohl besser, wenn das Medikament wirkte, das sie dem Patienten gebracht hatte. Es würde ihn nicht nur beruhigen. Er würde darauf auch fest schlafen.

Als Campas die Augen zufielen, riß er sie entsetzt wieder auf. »Verdammt, die Schwester hat mir eine Schlaftablette gegeben!« schrie er.

»Ist doch gut für Sie«, sagte Ken Anderson. »Dann können Sie wenigstens bis morgen früh durchschlafen.«

»Aber das will ich nicht! Ich will nicht schlafen! Es… es ist gefährlich, zu schlafen… Stan Vandell… Er hat auch geschlafen…«

»Nun kommen Sie, Campas, drehen Sie nicht durch«, sagte Anderson beschwichtigend. »Sie haben doch nicht etwa Angst. Das ist wirklich nicht nötig. Ich bin ja auch hier. Wenn Sie so wollen, halte ich an Ihrer Seite Wache. Ich habe nämlich einen sehr leichten Schlaf. Das geringste Geräusch würde mich wecken.«

Er sagte das zwar, aber es stimmte nicht. Wenn Ken Anderson schlief, konnte man eine Kanone abfeuern, ohne daß er davon wach geworden wäre. Es ging ihm lediglich darum, dem Bettnachbarn die Furcht zu nehmen.

Campas war verzweifelt. Er kämpfte gegen die starke Wirkung des Medikaments. Er bildete sich ein, daß es sein Tod war, wenn er einschlief, denn im Schlaf würde er diesem Teufelskiller ausgeliefert sein. Er würde sich nicht wehren, nicht um Hilfe schreien können.

Schwester Sandra hatte ihm mit dieser winzigen Pille *den Tod*

gebracht! Immer wieder öffnete er weit die Augen, schüttelte den Kopf und zwang sich, wach zu bleiben.

Aber es fiel ihm immer schwerer.

»Ich… darf… nicht…«, flüsterte er mit matter Stimme. Er sprach wie ein Betrunkener mit schwerer, müder Zunge. »Darf… nicht… schlafen…«

»Entspannen Sie sich«, riet ihm Ken Anderson.

»Kaltes Wasser…«, lallte Campas. »Schütten Sie mir… kaltes Wasser ins… Gesicht…«

»Was wollen Sie? Ich habe Sie nicht verstanden. Sagten Sie etwas von Wasser? Haben Sie Durst?«

»Kaffee… Viel Kaffee… trinken…«

Anderson läutete nach der Schwester. Als sie kam, schlief Lane Campas mit einem unglücklichen Gesichtsausdruck.

»Ich konnte den Chefarzt leider nicht erreichen«, sagte Schwester Sandra.

»Jetzt schläft er«, sagte Anderson. »Aber er hat sich verzweifelt dagegen gewehrt. Er wollte um keinen Preis einschlafen. Fast schien es, als wäre er davon überzeugt, daß er aus diesem Schlaf nicht aufwachen wird.«

»Der Schlaf wird ihm guttun. Er wird sich morgen früh besser fühlen«, sagte die Krankenschwester und legte den Walkman in Campas' Nachttischlade.

Aber Schwester Sandra irrte sich gewaltig…

***

Alle, die nicht in meinem Haus wohnten, waren gegangen. Der Aufbruch begann um halb zwölf, und um Mitternacht befanden sich nur noch Boram, Jubilee, Mr. Silver, Roxane, Vicky Bonney und ich im Haus.

Das Wiedersehensfest hatte überall seine Spuren hinterlassen. Es stand eine Menge Geschirr herum, dem unsere drei Mädchen morgen früh den Kampf ansagen würden.

Für heute blieb alles so, wie es war. Wir hatten alle den Wunsch, zu Bett zu gehen.

Als ich unter die Decke kroch und mich ächzend streckte, rauschte im Bad noch die Dusche. Wenig später kam meine bezaubernde Freundin zur Tür herein.

Die Nachttischlampe tauchte Vicky in ein weiches, warmes Licht und ließ ihre hübschen Züge ein wenig zerfließen. Sie trug einen weißen Bademantel, der nur bis zu ihren Knien reichte.

»Endlich habe ich dich für mich allein«, sagte sie und lächelte mich so liebevoll an, daß ich das Gefühl hatte, mir würden die Knochen im Leib schmelzen.

Sie trat näher, als ich sie mit der Hand heranwinkte. Ich richtete mich auf.

»Bist du müde, Tony?« fragte sie.

»Oh, nein.« Ich griff nach dem Stoffgürtel, den sie zu einer großen Schleife gebunden hatte.

»Ich habe dich sehr vermißt«, sagte sie leise.

»Ich dich auch«, gab ich zurück und zog am Gürtel. Die Schleife begann ihre Form zu verändern und ging schließlich auf. Der weiße Frotteemantel glitt auseinander wie ein Theatervorhang.

Vicky rollte die Schultern mit einer trägen Bewegung, und der Bademantel rutschte ab. Augenblicke später stand sie nackt vor mir, ein wunderbarer, lebender Traum von makelloser Schönheit.

Ich hob einladend die Decke und sagte: »Komm!«

Vicky kuschelte sich an mich. Die Nähe ihres warmen Körpers erregte mich. Wieder einmal spürte ich, wieviel mir dieses Mädchen bedeutete.

Ich hätte mir ein Leben ohne sie nicht mehr vorstellen können. Ich brauchte sie, und in dieser Nacht begehrte ich sie ganz besonders. Ihre zarte Hand legte sich auf meine Wange. Sie streichelte mich.

»Ich bin sehr froh, daß es dich gibt, Tony«, gestand sie mir.

Ich kam mir hypnotisiert vor. Hypnotisiert von ihrer angenehmen Stimme, ihrer wunderbaren Ausstrahlung und ihrem weichen Körper.

Ihr Gesicht näherte sich dem meinen. »Mein Leben wäre schrecklich leer ohne dich«, sagte sie, und dann küßte sie mich verlangend, fordernd, drängend - und ich gab ihr sehr, sehr gern nach…

***

Es war wieder Mitternacht, und wieder machte sich der Höllendieb auf den Weg. Lautlos schritt er durch das stille Krankenhaus. Die Tür des Ärztezimmers öffnete sich, und der Arzt, der Bereitschaft hatte, trat heraus.

Der Satanskiller zog sich in die Teeküche zurück. Er hörte die Schritte des Doktors näherkommen, und seine Hände begannen zu strahlen. Sollte der Arzt hier erscheinen, würde seine letzte Stunde geschlagen haben.

Der Mediziner blieb stehen!

Das Höllenwesen war sofort alarmiert. Seine grausamen Augen richteten sich auf die geschlossene Tür. Sollte sie sich öffnen, würde der Doktor sein Leben verlieren - nicht aber sein Herz, denn der Dieb hatte sich für Lane Campas' Herz entschieden.

Ein Opfer mußte ganz bestimmte Voraussetzungen erfüllen, sonst kam es für den unheimlichen Mörder nicht in Frage. Der Teufelskiller mußte spüren, daß sich das Opfer für seine Zwecke eignete. Er konnte nicht wahllos zuschlagen.

Stan Vandell hatte die Voraussetzungen erfüllt - und Lane Campas erfüllte sie ebenfalls. Doch im Augenblick gab es keinen dritten Patienten in der Klinik, der als »Herzspender« in Frage kam.

Draußen zündete sich der Arzt, der Nachtdienst hatte, eine Zigarette an. Das Höllenwesen bewegte sich ein Stück zur Seite und stieß gegen einen Servierwagen. Ein klapperndes Geräusch drang durch die Tür nach draußen.

Der Doktor nahm die Zigarette zwischen die Finger und wandte sich der geschlossenen Tür zu. Er näherte sich ihr und wollte sie öffnen, um nach dem Rechten zu sehen.

Der grausame Dieb hob langsam die strahlenden Hände. Blitzäderchen sprangen zwischen seinen gespreizten Fingern hin und her. Er würde das Wolfsgebiß schaffen und ihm befehlen, den Arzt zu töten. Die schimmernden Reißzähne würden dem Doktor augenblicklich an die Kehle fahren.

Jetzt berührte der Arzt die Tür.

»Dr. Fisher!«

Er wandte sich um und sah Schwester Sandra. Sie kam auf ihn zu. Er hängte sich lächelnd bei ihr ein und fragte: »Na, was gibt's denn? Fühlen Sie sich einsam? Dem kann abgeholfen werden.«

Die beiden entfernten sich, und der Mann in der Teeküche entspannte sich. Er ließ sicherheitshalber einige Minuten verstreichen, bevor er wieder auf den Flur trat und seinen Weg fortsetzte.

Das zweite Herz!

Bald würde es ihm gehören!

***

Trotz des Schlafpulvers wurde Lane Campas unruhig, als der Höllendieb das Krankenzimmer betrat. Sein Unterbewußtsein reagierte auf die dämonische Präsenz.

Das Barbiturat hatte seinen Geist ausgeschaltet, aber nicht seinen Instinkt. Dieser sprach auf das Erscheinen des unheimlichen Mörders an und versuchte den Schlafenden wachzurütteln.

Ken Anderson bekam davon nichts mit. Er schlief tief und traumlos, während seinem Bettnachbarn der kalte Schweiß ausbrach. Campas' Atemfrequenz erhöhte sich.

Ab und zu überlief sein blasses Gesicht ein nervöses Zucken. Er erweckte den Anschein, als würde sich in seinem Inneren ein wilder Kampf zutragen.

Wer würde siegen? Sein Selbsterhaltungstrieb oder das Schlafmittel?

Aber wie auch immer; es würde keinen Einfluß auf die Tatsache haben, daß Campas verloren war. Die Angst in ihm zerriß den Schlaf wie einen dünnen Faden.

Campas' Lider flatterten kurz, dann hoben sie sich. Er erwachte wie

aus einer tiefen Ohnmacht und starrte den Mann an, der neben seinem Bett stand.

Der Mondschein war hell genug, um ihn jede Einzelheit des grausam verzerrten Gesichts erkennen zu lassen, und er wußte mit peinigender Deutlichkeit, daß er keinen Alptraum hatte.

Der Dieb war wieder da!

Vergangene Nacht hatte er Stan Vandell umgebracht, und nun…

Campas wollte schreien, doch aus seiner zugeschnürten, trockenen Kehle kam nur ein krächzender Laut, so schwach, daß er Ken Anderson nicht wecken konnte.

Ich weiß, wer der Täter ist! dachte Campas verzweifelt. Aber ich kann es niemandem mehr sagen!

Er hatte sich so sehr gegen den Schlaf gewehrt, war von diesem aber dennoch übermannt worden. In diesen letzten Augenblicken vor seinem Ende begriff er jedoch, daß er auch verloren gewesen wäre, wenn er bis jetzt wach geblieben wäre.

Er hätte die Klinik verlassen müssen, dann hätte er vielleicht noch eine Chance gehabt, mit dem Leben davonzukommen. So aber war er dem Unhold mit den strahlenden Händen rettungslos ausgeliefert.

Der Schreckliche streckte seine Höllenhände vor.

Campas zuckte zusammen. Er wußte, was passieren würde.

Ganz genau konnte er sich an Stan Vandells Ende erinnern. Jede Phase des grausamen Mordes war ihm noch bestens bekannt.

Ich will nicht sterben! schrie es in Campas. Ich will nicht… Und schon gar nicht auf diese schreckliche Weise. Himmel, hilf mir! Steh mir bei! Wende dieses entsetzliche Unheil von mir ab!

Das Strahlen wurde intensiver, und in diesem Schein erkannte Lane Campas die tödlichen Wolfszähne.

Er zitterte wie Espenlaub, wollte abwehrend die Hände heben, doch sie gehorchten ihm nicht. Die Todesangst lähmte ihn. Gleich würde der Schreckliche dem Wolfsgebiß befehlen, zuzubeißen, und niemand würde verhindern können, daß es geschah.

Da kam der Befehl.

Es hörte sich an wie das aggressive Zischen einer Schlange, und dann spürte Lane Campas einen wahnsinnigen Schmerz…

***

Campas' Tod wurde diesmal nicht vom Bettnachbarn bemerkt, denn Ken Anderson schlief bis zum Wecken durch. Schwester Sandra kam, um die Thermometer auszugeben.

Nachdem sie die Werte in die am Fußende jeden Bettes hängende Tabelle eingetragen hatte, würde sie nach Hause gehen. Jedenfalls hatte sie das vor, bevor sie das Krankenzimmer betrat, das mit Campas und Anderson belegt war.

Die Fiebermesser, die in einem Glas staken, wären der Krankenschwester beinahe aus der Hand gefallen, als sie Campas sah. Es bestand für sie nicht der geringste Zweifel, daß der Mann tot war, dennoch alarmierte sie Dr. Fisher.

Anderson war wie vor den Kopf geschlagen, als er begriff, was sich zugetragen hatte, während er schlief. Die Angst seines Bettnachbarn war berechtigt gewesen.

Man hätte sie ernst nehmen sollen. Alle hätten das tun sollen. Statt dessen hatte Schwester Sandra den Patienten mit einer Schlaftablette »abgespeist«.

Was hatte er dem Chefarzt so Wichtiges zu sagen gehabt?

Dr. Winger würde es nun nicht mehr erfahren.

Schwester Sandra machte sich Vorwürfe, daß sie sich nicht mehr angestrengt hatte, den Chefarzt zu erreichen. In ihrem Hinterkopf setzte sich ein lästiges Schuldgefühl fest.

Wäre Lane Campas am Leben geblieben, wenn es ihr gelungen wäre, den Chefarzt in die Klinik zu holen? Diese Frage würde wohl niemals beantwortet werden.

Es war Schwester Sandra unmöglich, einfach ihren Dienst zu beenden und nach Hause zu gehen, als wäre nichts passiert. Sie mußte wenigstens auf Dr. Wingers Eintreffen warten. Das glaubte sie Campas schuldig zu sein.

Aber jemand mußte sich um ihren Jungen kümmern. Sie rief deshalb ihre Nachbarin, Mrs. Brimsdale, eine sehr hilfsbereite Frau, an und sagte ihr, daß sie noch nicht weg könne.

»Machen Sie sich keine Sorgen«, beruhigte sie Mrs. Brimsdale. »Ihr Sohn kommt rechtzeitig zur Schule, und sein gewohntes Frühstück kriegt er auch.«

Der Chefarzt erschien um sieben Uhr in der Klinik, und Dr. Fisher und Schwester Sandra überfielen ihn gleich mit der Hiobsbotschaft. Dr. Winger reagierte auf den Tod des Patienten mit Bestürzung.

Hier ging es nicht mit rechten Dingen zu, das wußte Vance Winger nicht erst seit seinem Gespräch mit Campas.

Schweren Herzens erzählte Schwester Sandra, daß der Patient unbedingt den Chefarzt sprechen wollte. »Ich habe versucht, Sie zu Hause zu erreichen«, sagte sie. »Leider ohne Erfolg.«

»Ich war bei Dr. Blinkmann«, sagte der Chefarzt.

Dr. Blinkmann war sein Nachbar. Er war erst vor wenigen Monaten von Black Forrest nach London umgezogen und war überrascht und erfreut gewesen, in seiner direkten Nachbarschaft einen Kollegen zu finden. Dr. Winger fragte die Krankenschwester, warum sie es nicht bei diesem versucht hätte.

Sie senkte niedergeschlagen den Blick. »Ich dachte…«

»Sie dachten, was Campas mir zu sagen hätte, könne nicht so wichtig

sein, als daß es nicht bis heute Zeit hätte, stimmt's?«

»Ja«, gab die Krankenschwester kleinlaut zu.

»Machte Campas eine Andeutung?«

»Er sagte nur, er müsse Sie dringend sprechen, ihm wäre etwas sehr Wichtiges eingefallen.«

»Aber Sie haben ihm nicht geglaubt.«

»Mein Gott, ich konnte doch nicht ahnen…«

Dr. Winger hörte sich ihre Entschuldigung nicht an. Er ließ sie und Dr. Fisher stehen und begab sich zu Ken Anderson, um diesen zu befragen, doch der Patient war unerfreulich unergiebig.

Anderson gab betroffen zu, wie ein Toter geschlafen zu haben. »Wenn ich geahnt hätte…«

Vance Winger winkte ab. »Schon gut, Mr. Anderson. Hat Mr. Campas Ihnen gegenüber vielleicht erwähnt, was er mir sagen wollte?«

»Nein. Mir kam vor, als hätte er zu niemandem mehr Vertrauen.«

»Das stimmt nicht. Ich bat ihn, über gewisse Dinge Stillschweigen zu bewahren.«

»Über Dinge, die mit Stan Vandells Tod zusammenhängen?«

»Ja«, sagte der Chefarzt, aber mehr erfuhr Ken Anderson nicht von ihm.

***

Schwester Sandra durchtobten die unterschiedlichsten Gefühle. Nach wie vor fühlte sie Schuld, aber sie ärgerte sich auch über den Chefarzt, der anscheinend der Ansicht war, Lane Campas könnte noch leben, wenn sie die ganze Angelegenheit ernster genommen hätte.

Wie man's macht, ist es falsch, dachte sie wütend. Nimmt man Rücksicht, ist's ein Fehler. Nimmt man mal nicht Rücksicht, wird man garantiert auch angeschnauzt.

Sie war in einer Stimmung, in der sie am liebsten alles hingeschmissen hätte, aber sie brauchte diesen Job. Sie hatte keinen Mann, der für sie und ihren Jungen sorgte.

Manchmal hatte sie den Eindruck, daß das schamlos ausgenützt wurde. Schwester Sandra? Die muckt nie auf, auf der kann man ruhig herumtrampeln. Die muß alles hinunterschlucken, kann nicht sagen, daß es ihr reicht, und einfach gehen. Schwester Sandra muß den Mund halten.

Sie zog die Tracht aus und hängte sie in den Schrank, schlüpfte in ihr Kleid und schloß die Knöpfe. Sie fühlte sich von Dr. Winger ungerecht behandelt. Wenn er das noch einmal tat, würde sie sich nach einer anderen Stellung umsehen. Sie war eine gute, tüchtige Kraft. Man würde sie auch in einem anderen Krankenhaus brauchen können.

Als sie nach ihrer gefütterten Lederjacke griff, vernahm sie ein dünnes Fiepen, und als sie sich umdrehte, erstarrte sie vor Schreck.

Da saß eine Ratte!

Schwester Sandra ekelte sich vor Ratten, und in einer Klinik durfte es keine geben, denn sie konnten Seuchen verbreiten. Der graue Nager hockte neben der Tür und starrte Sandra böse an.

Wie war dieses Tier in die Klinik gekommen?

Gebannt starrte die Krankenschwester die Ratte an. Und dann sah sie etwas, das sie an ihrem Verstand zweifeln ließ. Der Nager, ein besonders großes und kräftiges Exemplar, hatte keine Rattenaugen.

Schwester Sandra sah sich von Augen angestarrt, die ihr nicht fremd waren. Sie kannte diese Augen.

Es waren die Augen von Stan Vandell!

***

Das ist doch unmöglich! dachte die Krankenschwester aufgeregt. Das bilde ich mir doch nur ein. Wie kann dieses kleine Ungeheuer Vandells Augen haben? Dreh jetzt bloß nicht durch, Sandra!

Woher kam die Ratte? Hatte sie sich schon im Raum befunden, bevor Sandra eingetreten war? Die Tür konnte sich das Biest unmöglich selbst aufgemacht haben.

Schließlich besann sie sich eines Regenschirms, den sie stets im Schrank aufbewahrte, für den Fall, daß es regnete, wenn sie die Klinik verließ, und sie bewaffnete sich sofort damit.

Das Tier fiepte wieder. Es hörte sich wie ein Warnruf an, doch die Krankenschwester kümmerte sich nicht darum. Sie drehte den Regenschirm um.

Langsam hob sie ihn hoch. Sie war bereit, zuzuschlagen, mußte nur noch näher an das Biest herankommen. Die Ratte starrte sie mit Vandells Augen angriffslustig an.

Schwester Sandra mußte sich überwinden, auf das unheimliche Tier zuzugehen. Die Ratte rührte sich nicht von der Stelle.

Sandra empfand Abscheu vor diesem Tier mit dem nackten Schwanz. Der Nager richtete sich auf, zeigte keinerlei Furcht.

»Fühlst du dich so stark, du widerliches Biest?« fragte die Krankenschwester zornig. »Ich werde dich totschlagen!«

Obwohl sie sich ständig auszureden versuchte, daß das Tier Menschenaugen hatte, blieben es für sie Vandells Augen, und sie fürchtete sich vor diesem grausamen Blick.

Aber ihre Wut war stärker, und sie fühlte sich dem Nager überlegen. Gleich war es soweit. Gespannt sah sie das Tier an.

Jetzt! sagte sie sich, als' sich die Ratte in Reichweite befand.

Der Schirm surrte durch die Luft und knallte auf den Boden. Schwester Sandra hatte gut gezielt, aber nicht getroffen, denn die Ratte war mit einer gedankenschnellen Bewegung ausgewichen.

Und nun griff das Biest an!

Panik stieg in Schwester Sandra hoch. Sie sprang mit einem krächzenden Schrei zurück, stieß einen Stuhl um, wäre beinahe gestürzt, konnte sich gerade noch am Tisch festhalten.

Das Tier schoß heran. Schnell wie ein Pfeil war es. Die Krankenschwester schlug wie von Sinnen um sich. Einige Male glaubte sie, die Ratte getroffen zu haben, doch der Nager zeigte keine Wirkung.

Der zweckentfremdete Schirm brach, und Schwester Sandra spürte einen glühenden Stich. Sie ließ den Schirm fallen und riß die Hand zurück.

Das Biest hatte ihr seine langen gelben Nagezähne zwischen Daumen und Zeigefinger in die Haut gegraben. Sandra starrte entsetzt auf die blutende Wunde, und als ihr Blick wieder die Ratte suchte, war sie nicht mehr da.

Hatte sie sich versteckt?

Die Krankenschwester zitterte heftig. Sie brauchte einige Minuten, um sich zu beruhigen. In dieser Zeit befürchtete sie, noch einmal von dem Nager angegriffen zu werden.

Nervös drehte sie sich immer wieder um. Sie stellte den Stuhl auf, den sie umgeworfen hatte, und steckte den kaputten Regenschirm in den Papierkorb.

Obwohl ihr die Angst eiskalt in den Gliedern steckte, suchte sie die Ratte, konnte sie aber nicht finden. Pflichtbewußt rief sie das Büro des Chefarztes an.

Dr. Winger war nicht da, aber seine Sekretärin hatte sich gemeldet, und ihr berichtete sie von ihrem Erlebnis.

»Eine Ratte?« stieß die Sekretärin verblüfft hervor. »Sind Sie ganz sicher, Schwester Sandra?«

»Ich bin nicht blind«, antwortete die Krankenschwester ärgerlich. »Sie werden mir doch wohl zugestehen, daß ich weiß, wie eine Ratte aussieht. Und an delirium tremens leide ich auch nicht. Wenn ich also behaupte, eine Ratte gesehen zu haben, dann habe ich *eine gesehen*!«

»Schon gut, schon gut. Regen Sie sich nicht auf.«

»Sie hat mich sogar gebissen.«

»Das müssen Sie sofort behandeln lassen, und ich sehe zu, daß ich Dr. Winger erreiche.«

Bevor Sandra das Schwesternzimmer verließ, schrieb sie ein großes Plakat, das sie auf den Tisch legte.

VORSICHT! IN DIESEM RAUM BEFINDET SICH EINE RATTE! hatte sie geschrieben, damit die Kolleginnen gewarnt waren.

Dann ließ sie die Wunde von Dr. Stephen, dem Assistenzarzt, versorgen. Er wusch die Wunde mit einer antiseptischen Flüssigkeit aus, bestrich sie mit Heilsalbe und legte einen elastischen Verband an.

»In ein paar Tagen wird man davon nichts mehr sehen«, sagte er und

entließ die Krankenschwester freundlich lächelnd.

Das glaubte Schwester Sandra auch. Aber sie sollte sich irren…

***

Vicky Bonney, Roxane und Jubilee hatten die Spuren des gestrigen Festes restlos beseitigt. Sie waren dabei so leise ans Werk gegangen, daß ich davon nicht einmal aufgewacht war.

Nun saß ich mit meinen Freunden am großen Frühstückstisch und ließ es mir gut schmecken. Auch Noel Bannister langte tüchtig zu.

Mr. Silver wandte sich grinsend an mich. »Er muß einen Magen wie ein Handkoffer haben«, sagte er und zeigte mit dem Daumen auf den CIA-Agenten, der soeben mit einem Biß einen halben Toast verschluckte. »Dabei ist er so dünn wie der Schatten eines Röntgenbildes.«

Noel nahm sein Messer anders in die Hand. »Du suchst wohl Streit, Außerirdischer. Okay, kannst du haben. Sobald ich mit dem Frühstück fertig bin, stehe ich zur Verfügung.«

Mr. Silver lachte. »Das erlebt doch keiner, daß du mit dem Frühstück fertig wirst.«

»Laß ihn doch«, warf ich ein. »Ich freue mich, daß es ihm schmeckt.«

Der Ex-Dämon nickte. »Natürlich. Du bist mal wieder aus Prinzip gegen mich.«

Ich grinste. »Heute läßt du aber keinen aus. Bist du mit dem linken Fuß aufgestanden?«

»Muß er doch, wenn er zwei linke Füße hat«, sagte Noel Bannister und brüllte vor Vergnügen.

Dafür revanchierte sich der Ex-Dämon auf seine Weise. Er schaute Noel Bannister nur an, und er erreichte mit der starken hypnotischen Kraft seines Blicks, daß der CIA-Agent reichlich Salz in seinen schwarzen Kaffee tat, ordentlich umrührte und einen kräftigen Schluck von dieser ungenießbaren Brühe nahm.

Als Noel dann wie der Blitz hinausraste, lachte Mr. Silver brüllend.

»Ihr benehmt euch wie kleine Jungs«, sagte Roxane kopfschüttelnd.

»Hättest du lieber einen Griesgram zum Freund, der sich selbst nicht ausstehen kann?« erwiderte Mr. Silver.

Noel kam zurück. Er trug dem Ex-Dämon nichts nach. Er wußte, daß man bei solchen Auseinandersetzungen zumeist den kürzeren zog. Mir erging es nicht anders.

Noel Bannister und ich verfügten eben nicht über die außergewöhnlichen Fähigkeiten des Ex-Dämons.

»Ich hoffe, daß ihr nun friedlich seid«, sagte Vicky Bonney und holte eine neue Tasse für Noel.

Ich sagte, ich würde nach dem Frühstück zu Pater Severin fahren.

»Ich begleite dich«, sagte Mr. Silver.

Vicky Bonney wollte mit Jubilee und Roxane einen Einkaufsbummel machen. Sie sagte zu Noel Bannister, drei hübsche Mädchen könnten einen männlichen Beschützer gebrauchen, und er behauptete, es wäre ihm eine Ehre, die drei Grazien begleiten zu dürfen.

Wie ich Pater Severin antreffen würde, wußte ich. Mich interessierte vor allem die Stellungnahme des Werwolfjägers aus Kanada. Wie schätzte Terence Pasquanell seine Chancen ab? Würde er diese schwierige Aufgabe meistern?

Als ich meine letzte Toastscheibe mit Schinken verdrückt hatte, beendete ich das Frühstück.

Mr. Silver holte meinen schwarzen Rover aus der Garage. Ich setzte mich auf den Beifahrersitz und überließ es ihm, mich zu Pater Severin zu bringen.

***

Schwester Sandra fuhr mit dem Bus nach Hause. Sie war müde, hatte keinen Sitzplatz bekommen und mußte stehen. Sie hielt sich mit der unverletzten Linken an der Griffstange fest.

In ihrer rechten Hand war ein leichtes Brennen, ein dumpfes Pochen. Kein Schmerz. Sie brauchte nur an die Ratte zu denken, da stiegen gleich wieder Wut und Abscheu in ihr hoch.

Sie hoffte, daß das Biest inzwischen erlegt worden war. Noch mal wollte sie den Nager nicht sehen.

Eine Ratte mit Stan Vandells Augen!

Sie hatte mit niemandem darüber gesprochen, weil sie nicht wollte, daß man sie für verrückt hielt, doch jetzt, wo sie Zeit zum Nachdenken hatte, kamen ihr die irrsten Dinge in den Sinn.

Plötzlich erinnerte sie sich an die Lehre von der Seelenwanderung. War es denkbar, daß Vandells Seele in den Körper dieser Ratte geschlüpft war?

Ich wollte Vandell erschlagen! durchzuckte es Schwester Sandra, aber im nächsten Moment rief sie sich selbst zur Ordnung und verbot sich, so hirnrissige Gedanken aufkommen zu lassen.

Vor lauter Sinnieren hätte sie beinahe ihre Haltestelle verpaßt. Jemand stieß sie an, wollte an ihr vorbei. Da begriff sie, daß sie ebenfalls aussteigen mußte und begab sich zur Tür.

Von der Haltestelle waren es nur noch drei Minuten bis zu dem Haus, in dem sie wohnte. Wieder dachte sie an die Ratte, und vor ihrem geistigen Auge erschien das große, kräftige Tier. Klar und deutlich sah sie Vandells Augen.

Kälte kroch durch ihren rechten Arm. Die Hand pochte dumpf. Hatte Dr. Stephen den Verband zu fest angelegt? Sie prüfte das sofort nach. Nein, der Verband war in Ordnung.

Mal wallte Kälte in ihren Kopf, dann war es wieder Hitze. Vor ihren

Augen entstand hin und wieder ein kurzes Flimmern.

Was war los mit ihr?

»Was habe ich nur?« flüsterte sie und tastete benommen nach ihren Schläfen.

Vom Rattenbiß konnte dieses plötzlich auftretende Unwohlsein - doch nicht herrühren. Sie hatte ja sofort etwas dagegen unternommen. Ted Stephen hatte die Wunde gewissenhaft gereinigt.

Überarbeitung, sagte sich Schwester Sandra. Zuwenig Schlaf. Und wie wird es einem gedankt?

Sie wohnte im dritten Stock, Lift gab es keinen. Noch nie hatte sie es so mühsam empfunden, die Treppen hochzusteigen. Sie kam sich alt und verbraucht vor, mußte in jeder Etage rasten.

Endlich erreichte sie den dritten Stock, und sie sehnte sich nach ihrem Bett. Schlafen… Das würde ihr guttun. Wenn sie ein paar Stunden geschlafen hatte, würde sie sich wieder besser fühlen.

Zuerst wollte sie bei Mrs. Brimsdale läuten und sich für die Hilfe bedanken und auch fragen, ob alles glattgegangen war. Aber Mrs. Brimsdale war eine alleinstehende Frau, die gern redete. Wenn die einmal anfing, war sie kaum mehr zu bremsen.

Ich werde mit ihr reden, wenn ich ausgeschlafen habe, sagte sich die Krankenschwester und öffnete ihre Handtasche. Aber sie beging den Fehler, mit den Schlüsseln zu klimpern.

Und Mrs. Brimsdale hatte gute Ohren!

Sie war sofort an der Tür. »Ah, da sind Sie ja«, sagte sie.

Die Krankenschwester schob den Schlüssel ins Schloß.

»Was war denn los in der Klinik?« wollte Mrs. Brimsdale wissen. Sie war eine hagere Frau. Brillenträgerin. Angeblich war sie in ihrer Jugend einmal sehr hübsch gewesen, aber dabei mußte es sich um ein Gerücht handeln, das nur Mrs. Brimsdale selbst in die Welt gesetzt haben konnte.

»Ach, zwei Patienten sind kurz hintereinander gestorben«, sagte Schwester Sandra. »Der eine gestern nacht, der andere heute nacht. Bettnachbarn. Und es hatte nicht der geringste Grund bestanden, sich um die beiden Sorgen zu machen.«

»Ein Kunstfehler der Ärzte?« fragte Mrs. Brimsdale. Sie war Illustriertenleserin, und wenn Ärzte einen solchen Fehler machten, wurde das von den Journalisten sehr gern breitgetreten.

Die Krankenschwester antwortete nicht auf diese Frage. »Ging mit meinem Jungen alles glatt?«

»Aber natürlich. Der Kleine und ich verstehen uns doch blendend.«

»Danke für die Hilfe. Vielleicht kann ich mich mal erkenntlich zeigen.«

Die Nachbarin rückte sich die Brille zurecht. Ihre Augenbrauen zogen sich zusammen. »Sie fühlen sich nicht wohl, oder?«

»Ich bin sehr müde.«
»Sie arbeiten zuviel.«
»Was bleibt mir anderes übrig?«
»Wissen Sie, daß immer mehr Frauen infarktgefährdet sind? Selma Corley - Sie kennen die dicke Frau aus dem Nachbarhaus - gestern abend fiel sie einfach um… tot. Jede Hilfe kam zu spät. Zuviel getrunken, zuviel geraucht. Und dann auch noch der Streß in der Firma, 33 war sie erst.«
»Mir fehlt nur ein bißchen Schlaf«, sagte die Krankenschwester.
»Also, ich weiß nicht recht. Ihr Gesicht ist kalkweiß, und Sie schwitzen sehr stark. Vielleicht sollte ich Sie zu Bett bringen. Oder kann ich sonst irgend etwas für Sie tun? Ich könnte Ihnen Tee kochen.«
»Sehr freundlich von Ihnen, Mrs. Brimsdale, aber ich brauche nichts.«
»Was haben Sie denn da an der Hand?«
»Ich war ein bißchen unvorsichtig, habe nicht aufgepaßt und mich verletzt«, sagte Schwester Sandra und schloß die Tür auf. Sie konnte sich kaum noch auf den Beinen halten.
»Wenn Ihr Junge heimkommt, hole ich ihn zu mir in die Wohnung, damit Sie schlafen können, so lange Sie wollen.«
Die Krankenschwester bedankte sich noch einmal. Dann betrat sie ihre Wohnung. Mrs. Brimsdale konnte sehr anstrengend sein. Sandra war ihr deswegen nicht böse, denn die Nachbarin meinte es ja nur gut mit ihr.
Sie schloß die Tür und lehnte sich erschöpft dagegen. Ihre Lider senkten sich bleischwer, und sie sah die Ratte mit Vandells Augen im Geist wieder.
Aber nicht lange.
Plötzlich war die Ratte weg. Alles war weg. Schwärze legte sich über Sandras Bewußtsein, und sie brach ächzend zusammen.
Zum Glück hatte sich Mrs. Brimsdale noch nicht in ihre Wohnung zurückgezogen. Sie hörte das Ächzen und den Fall der Nachbarin. Besorgt klopfte sie an die Tür.
Sie rief mehrmals den Namen der Nachbarin und schlug mit der Faust gegen die Tür. Als Schwester Sandra dann immer noch kein Lebenszeichen von sich gab, rief Mrs. Brimsdale den Rettungswagen.

***

Der Chefarzt wußte inzwischen von der Ratte im Schwesternzimmer. Er hatte veranlaßt, daß man nach dem Nager nicht nur dort, sondern überall in der Klinik suchte. Allerdings so, daß es den Patienten nicht auffiel, denn sonst wäre aus der Klinik ein Tollhaus geworden.
Doch die Suche blieb ohne Ergebnis.
Keine Ratte. Weder im Schwesternzimmer noch sonstwo. Konnte sich

Schwester Sandra geirrt haben?

Während das Personal auf jeden Fall die Augen offenhielt, nahm sich Dr. Thompson den verstorbenen Lane Campas vor, und diesmal assistierte ihm nicht Ted Stephen, sondern Vance Winger.

»Ich bin gespannt, was wir sehen, wenn wir die Brust dieses Toten öffnen«, sagte der Chefarzt.

Aaron Thompson schaltete das Tonbandgerät ein und kommentierte fürs Protokoll seine Handgriffe.

Dr. Winger betrachtete das wächserne Gesicht des Toten. »Er wußte etwas, aber er konnte es mir nicht mehr sagen.«

Dr. Thompson warf dem Chefarzt einen erstaunlichen Blick zu.

Dr. Winger nickte. »Ehrlich gesagt, ich weiß nicht, was ich von all dem halten soll. Tatsache ist, daß Stan Vandell kein Herz mehr hatte, als Sie ihn obduzierten. Jemand hat dem Patienten das Herz geraubt. Sehen Sie mich nicht an, als würden Sie mich für übergeschnappt halten, Dr. Thompson.«

»Die Brust Vandells wies keinerlei Verletzung auf«, sagte Aaron Thompson.

»Das ist mir bekannt. Sie können mir glauben, ich habe Ihren Obduktionsbericht sehr genau gelesen. Mehrmals.«

»Auf welche Weise sollte jemand dem Patienten das Herz gestohlen haben?«

Der Chefarzt wies auf den Toten. »Er hat es gesehen. Aber er hielt es zuerst für einen Alptraum. Er hat miterlebt, wie Vandell ermordet wurde, und er wäre auch in der Lage gewesen, den Mörder zu beschreiben. Leider war der Täter schneller, so daß wir weiter keine Ahnung haben, wer es ist.«

Aaron Thompson arbeitete rasch. Der Chefarzt erzählte ihm, was ihm Lane Campas gesagt hatte.

Dr. Thompson schüttelte den Kopf. »Ich kann das alles einfach nicht glauben.«

»Campas hatte keinen Grund, mir eine Lüge zu erzählen«, sagte Dr. Winger. »Ich begreife es ebensowenig wie Sie. Ich kann lediglich die Fakten zur Kenntnis nehmen. Erklären kann ich mir das Ganze nicht. Jemand in diesem Haus versteht sich auf irgendeine gefährliche Zauberei. Er raubt den Menschen ihr Herz. Warum er das tut, kann ich nicht sagen. Campas hätte ihn entlarven können…«

Dr. Thompson öffnete die Brust des Toten.

Es war für Dr. Winger keine Überraschung, daß das Herz des Mannes fehlte.

In einer Ecke des Raumes bewegte sich etwas, aber die Ärzte waren zu sehr in ihr Tun vertieft, um es zu bemerken.

Zwei Ratten waren es. Die eine hatte Vandells Augen, die andere die von Lane Campas!

***

Mr. Silver stoppte den Rover vor dem großen alten Pfarrhaus. Pater Laurentius trat heraus, als wir aus dem Wagen stiegen. Er vertrat unseren Freund Severin, war ein junger, gutaussehender Priester, der jederzeit einen Job als Dressman hätte antreten können.

Er begrüßte uns freundlich lächelnd, streckte mir beide Hände entgegen und fragte: »Tony, wie geht es Ihnen?«

»Hervorragend«, antwortete ich. »Und Ihnen?«

»Ich kann nicht klagen.«

»Haben Sie gut auf meinen Freund Severin aufgepaßt?«

»Wie auf meinen Augapfel.«

»Hat sich sein Zustand gebessert? Verschlechtert?«

»Weder noch. Sein Zustand ist unverändert. Er vegetiert nur dahin, weiß nicht, wo er ist, wer er ist, daß er überhaupt lebt.«

»Ist Pasquanell bei ihm?« fragte ich.

Pater Laurentius nickte mit kummervoller Miene. »Wollen Sie wirklich dieses große Wagnis eingehen?«

»Was gibt es für eine Alternative?« fragte ich zurück.

»Dieser Werwolfjäger ist ein halber Wilder.«

»Er verbrachte die meiste Zeit seines Lebens in den weiten Wäldern der Rocky Mountains. Er jagt mit großem Erfolg Werwölfe. Was haben Sie gegen ihn?«

»Nichts. Er ist mir sympathisch, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß *dieser* Mann Pater Severin zu helfen vermag.«

»Er besitzt ein Wissen, das niemand sonst hat«, erklärte ich. »Betrachten Sie es doch einmal so, Pater: Was hat Severin zu verlieren?«

»Sein Leben. Das ist immerhin eine ganze Menge.«

»Was für ein Leben? Kann man dieses Dahinvegetieren denn noch als Leben bezeichnen?«

»Die Kirche und ich sehen das anders.«

»Ich möchte Pater Severin nicht verlieren«, sagte ich ernst. »Ich glaube nicht, daß ihm Pasquanell schaden wird. Entweder hat der Werwolfjäger Glück, und aus Pater Severin wird wieder der Mann, den wir alle geliebt und geschätzt hatten, oder er bleibt das, was er jetzt ist Ein Nichts, ein Niemand. Eine Hülle ohne Gefühle und Verstand. Wenn Severin die Möglichkeit hätte, dem Versuch zuzustimmen, würde er nicht zögern, es zu tun, das weiß ich. So gut kenne ich ihn.«

»Ich bete für sein Seelenheil und seine Genesung«, sagte Pater Laurentius und ließ uns ein.

Als ich wenig später Pater Severin sah, krampfte sich wieder einmal mein Herz zusammen.

Das Leben kann einen Menschen hart machen. Der Kampf gegen die Hölle noch härter. Ich hatte mir im Laufe der Zeit eine dicke Haut

zugelegt, zulegen müssen, aber Pater Severins Anblick ging mir immer wieder unter diese Haut.

Er saß in einem alten Sessel, ein großer Mann mit dem sympathischsten Pferdegesicht, das man sich vorstellen kann. Seine großen Hände lagen reglos auf den Lehnen, und er blickte mit dunklen Augen in eine endlos leere Weite, aus der ihn niemand zurückzuholen vermochte.

Der fünfzigjährige Terence Pasquanell saß bei ihm und betrachtete ihn unentwegt. Der bärtige Mann kam mir fremd vor, denn er war nicht in Leder gekleidet, wie ich ihn kennengelernt hatte, sondern trug einen kombinierten Anzug: Fischgrätjackett, dunkelblaue Hosen.

Ich erinnerte mich an unsere erste Begegnung. Wir hatten ihm das Leben gerettet, hatten den Werwolf, der ihn töten wollte, vernichtet, und danach hatte ich Pasquanell fragen wollen, ob er mit uns nach England kommen und Pater Severin helfen würde, doch dazu war es nicht gekommen, weil die schwarze Macht mich fortgerissen und in eine mir unbekannte Welt geschleudert hatte.

Ich begab mich zu Pasquanell. »Danke, daß Sie sich bereit erklärt haben, dem Pater zu helfen.«

Er betrachtete kurz meine Hand, die ich ihm entgegenstreckte, dann schlug er kräftig ein und erhob sich.

»Wenn Sie und Mr. Silver nicht eingegriffen hätten, als Oakland mir damals das Leben nehmen wollte, wäre ich nicht mehr auf dieser Welt, Mr. Ballard.«

»Tony«, verbesserte ich ihn.

»Ich habe zu danken, Tony«, sagte der Werwolfjäger. »Aber ich bin nicht nur aus reiner Dankbarkeit hier«, fügte er seinen Worten hinzu. »Ich gehöre zu jenen seltsamen Exemplaren, die einfach nicht nein sagen können, wenn jemand sie um Hilfe bittet. Und schon gar nicht, wenn es darum geht, das Böse beziehungsweise seine Auswirkungen zu bekämpfen. Ich glaube, Sie sind genauso.«

Ich nickte. »Werden Sie für unseren bedauernswerten Freund etwas tun können?«

»Ich hoffe es. Ich habe alles, was dieser Priester abstrahlt, in mich aufgenommen. Ich bemühe mich, so zu werden wie er. Sein Schicksal soll zu meinem werden. Wir müssen auf einer Ebene, die man nicht sehen kann und die nicht meßbar ist, eins werden. Ich muß den Kampf nicht als Terence Pasquanell, also als Fremder, aufnehmen, sondern meine Energie muß Pater Severin unterstützen, muß hinabtauchen in die unendliche Schwärze, die seinen Geist umgibt, muß ihn finden und zurückholen.«

»Wenn Sie das tun… Besteht da nicht die Gefahr, daß sein Zustand auf Sie übergeht?« fragte ich.

»Wir werden sehen, was die Zukunft bringt, Tony. Ich bin bereit,

jedes Risiko auf mich zu nehmen.«

***

Man mußte die Tür aufbrechen, um Schwester Sandra aus ihrer Wohnung holen zu können. Die junge Frau war ohnmächtig. Man legte sie auf eine Bahre und trug sie zum Krankenwagen hinunter.

»Was hat sie denn?« fragte Mrs. Brimsdale den Rettungsarzt.

»Sieht nach einem Kreislaufkollaps aus«, sagte dieser und nickte der Frau kurz zu.

»Soll ich das ihrem Sohn sagen, wenn er von der Schule nach Hause kommt? Er ist erst zehn. Ob er das verstehen wird? Kreislaufkollaps.«

»Sagen Sie ihm einfach, seine Mutter wäre ohnmächtig geworden, er brauche sich aber keine Sorgen zu machen, sie würde bald wieder bei ihm sein.«

»Das hoffe ich. Sie ist so ein netter, angenehmer Mensch.«

Der Krankenwagen raste los, und zwanzig Minuten nachdem die Krankenschwester die Klinik verlassen hatte, traf sie dort wieder ein.

Der Chefarzt wurde in die Aufnahme gerufen. Er untersuchte die junge Frau selbst. Dr. Ted Stephen machte ihn auf die Verletzung aufmerksam, die er verarztet hatte, und Dr. Winger schaute sie sich an.

»Hat sie gesagt, woher sie diese Verletzung hat?« wollte der Chefarzt wissen.

Dr. Stephen nickte und wiederholte, was die Krankenschwester gesagt hatte.

Dr. Winger schaute den jungen Assistenzarzt ernst an. »Und haben Sie den Biß gründlich gereinigt, bevor Sie ihn behandelten?«

»Natürlich«, gab Dr. Stephen heftig zurück. »Ich habe die Wunde gewissenhaft behandelt.«

Das glaubte der Chefarzt dem jungen Mediziner. Er hielt Dr. Stephen für einen äußerst tüchtigen Arzt, auf den man sich verlassen konnte. Gewissenhaftigkeit war für Ted Stephen stets oberstes Gebot, egal, wo man ihn einsetzte. Er hatte sich noch nie eine Nachlässigkeit zuschulden kommen lassen.

Die Wundränder hatten sich grau verfärbt, und ein dunkler Strich zog sich an der Innenseite von Schwester Sandras Arm hoch. Blutvergiftung.

Dr. Winger ordnete an, was zu tun sei, und begab sich anschließend in sein Büro.

Eine halbe Stunde später rief ihn Dr. Stephen aufgeregt an und teilte ihm mit, daß die Krankenschwester komatös geworden war. Trotz aller Maßnahmen, die der Chefarzt angeordnet hatte, hatte sich der Zustand der jungen Frau stetig verschlechtert, und die Vergiftung war weiter fortgeschritten.

Es handelte sich um eine schwarzmagische Vergiftung, der man mit Medikamenten nicht beikommen konnte, doch das wußten weder Dr. Stephen noch der Chefarzt.

»Auf die Intensivstation mit ihr!« sagte Dr. Winger. »Ich komme sofort.«

Man würde dort mit allem, was die moderne Medizin zu bieten hatte, um das Leben der Krankenschwester kämpfen.

Einen gab es im Krankenhaus, der ganz genau wußte, daß das keinen Sinn hatte, daß die junge Frau sterben würde, aber er behielt es für sich.

***

Terence Pasquanell führte uns in einen großen leeren Raum, in dem sich nichts weiter als ein hölzerner Lattenrost befand.

Das Gestell ruhte auf hölzernen Beinen, und diese standen in Kreisen aus kleinen fremden Zeichen. Auch Mr. Silver hatte dieses Zeichen noch nie gesehen.

Ein größerer Kreis - er hatte einen Durchmesser von etwa einem Meter - befand sich in der Nähe des Lattenrosts. Die Kreide, die Pasquanell benützt hatte, um diese Symbole auf den Boden zu zeichnen, war von ihm selbst hergestellt worden, wie er sagte. Auf ihre Beschaffenheit ging er - wie auf vieles andere - nicht ein.

Weder Mr. Silver noch ich drangen in den Werwolfjäger. Wir begnügten uns mit dem, was er uns sagen wollte. Was er nicht sagen wollte, sollte er für sich behalten.

»Wenn die Zeit gekommen ist, werden wir den Priester auf diesen Lattenrost legen«, sagte Pasquanell, »und ich werde unter Severin ein Feuer entzünden. Nichts reinigt besser und gründlicher als die Flamme.«

Ich sah den Werwolfjäger entgeistert an. »Sie wollen Pater Severin *verbrennen*, um ihn zu läutern? Das ist nicht Ihr Ernst, Terence. Wenn dieser ganze Hokuspokus mit Severins Tod endet, können wir die Sache vergessen. Uns ist nur mit einem Priester gedient, der *lebt*.«

»Das ist mir klar, deshalb werde ich unter ihm auch kein gewöhnliches Feuer entzünden, sondern eines, das weißmagische Kräfte freisetzt. Es wird nichts verbrennen, nichts zerstören, niemanden verletzen. Dennoch wird es brennen und mit seiner Kraft gegen die Magie ankämpfen, die Pater Severins Geist gefangen hält. Während das Gute gegen das Böse kämpft, werde ich in diesem Kreis stehen. Ich hoffe, daß die Schutzkraft dieser Symbole stark genug ist, um mich vor Schaden zu bewahren.«

»Sie kennen ihre Kraft nicht?«

»Ich hatte noch keine Gelegenheit, sie auszuprobieren«, sagte Terence Pasquanell.

»Das heißt, Sie begeben sich auf dünnes Eis und wissen nicht, ob es Sie tragen wird.«

»Dieses Risiko muß ich eingehen«, sagte der Werwolfjäger. »Sollte das weißmagische Feuer die böse Kraft brechen, kann es zu einer starken schwarzmagischen Entladung kommen, die sich ein neues Opfer sucht, wenn sie Pater Severin verläßt.«

»Simpel ausgedrückt, übernehmen Sie die Rolle des Blitzableiters«, sagte ich. »Das gefällt mir nicht so recht, Terence. Sie könnten bei diesem Versuch zugrunde gehen. Damit wäre nichts gewonnen. Pater Severin wäre vielleicht gerettet, und Sie würden auf der Strecke bleiben.«

»Es *muß* nicht so schlimm kommen, Tony.«

»Aber es kann. Wäre es nicht besser, Mr. Silver würde Ihre Rolle übernehmen? Er ist widerstandsfähiger und kann magische Schläge besser wegstecken. Sie könnten ihn in allem, was zu tun ist, unterweisen… Oder möchten Sie Ihre Geheimnisse nicht preisgeben? Bei uns wären sie gut aufgehoben.«

»Das ist nicht der springende Punkt, Tony«, sagte Pasquanell. »Ich weiß, daß ihr ehrlich seid, daß ich euch vertrauen kann. Das Problem liegt darin, daß Mr. Silver kein Mensch ist. Dem Pater kann jedoch nur jemand helfen, der mit ihm auf der selben Stufe steht. Einer, dessen Wesen sich im Gleichklang mit dem Priester befindet. Nein, Tony, ich muß es selbst tun, und mit dem richtigen Quentchen Glück wird die Sache für uns alle gut ausgehen.«

»Ich weiß nicht. Ich bin skeptisch«, sagte ich, und auch Mr. Silver rümpfte die Nase, aber Terence Pasquanell blieb dabei.

Wenn dem Priester jemand helfen konnte, dann nur er.

***

Während die Ärzte verzweifelt um das Leben der Krankenschwester kämpften, suchte der Mann mit den strahlenden Händen wieder die schwarze Abtei auf.

Bevor er aus seinem Wagen stieg, ließ er gewissenhaft seinen Blick schweifen, und er tastete die Umgebung mit seinen empfindlichen Geistfühlern ab.

Erst als er sicher sein konnte, daß kein Neugieriger in der Nähe war, stieg er aus und holte den kleinen Stahlwürfel aus dem Kofferraum. Er war ein Höllenwesen, aber er war kein starker Dämon. Stark würde er dann erst sein, wenn er die drei Herzen geopfert hatte. Das Höllenfresco würde ihn mit einer Energie aufladen, die ihn unbezwingbar machte.

Allein der Gedanke daran erfüllte ihn mit einem Triumphgefühl. Er hatte alles geschickt eingefädelt. Sein Plan hatte keinen Fehler.

Selbst wenn Lane Campas ihn noch entlarvt hätte, wäre er von dem

eingeschlagenen Weg nicht abgewichen. Aber so war es ihm lieber. Die Hölle schien schützend ihre Hand über ihn *zu* halten und sein ehrgeiziges Tun zu billigen.

Rasch stieg er die Stufen hinunter. Der erste Würfel, den er auf den Blutaltar gestellt hatte, leuchtete noch immer. Das Licht, das er abstrahlte, erhellte das Gewölbe auf eine geheimnisvolle, gespenstische Weise.

Die Magie der strahlenden Hände, gepaart mit den unheimlichen Kräften, die die Gewölbe der Abtei beherrschten, aktivierte auch den zweiten Würfel, und als der Grausame ihn auf den Blutaltar stellte, leuchtete er genauso hell wie der andere.

Dem Höllendieb fiel auf, daß sich hier unten etwas verändert hatte.

Das Fresco?

Es schien sich gedreht zu haben.

Zuerst war nur eine Augenhöhle zu sehen gewesen. Nun sah man auch die andere, und in diesen riesigen schwarzen Löchern schien ein gefährliches Leben zu pulsieren.

Wenn man genau hinsah, bemerkte man Dämpfe, die ständig in Bewegung waren, die aufwallten, kumultierten und wie Augäpfel hervorquollen. Der Mann wußte, daß die strahlenden Würfel dies bewirkten.

Um seine Macht endlich zu erlangen, brauchte er jedoch noch ein drittes Herz.

Dann würde er nicht mehr aufzuhalten sein. Sein Gesicht verzog sich zu einem selbstgefälligen Grinsen.

Er hatte immer schon gewußt, daß er etwas Besonderes war.

Jenen, die nicht an ihn geglaubt hatten, würde er es zeigen. Ihnen standen harte Zeiten bevor. Sie würden unter seiner Macht stöhnen. Er würde sie zu seinen Sklaven machen, und alle, die sich weigerten, sich ihm zu unterwerfen, würde er vernichten.

All das ging ihm durch den Kopf, während er vor dem Blutaltar stand und auf die leuchtenden Würfel blickte, in denen sich die pochenden Herzen befanden.

Lange betrachtete er noch die riesige Knochenfratze, mit der er ein Bündnis besonderer Art eingehen würde.

Ein Herz. Nur ein Herz noch, dann war das große Ziel erreicht.

***

Als sich die Türen der Klinik zur Besuchszeit wieder öffneten, war Suzie Trane unter den ersten Gästen. Sie freute sich auf Lane Campas und hoffte, daß er inzwischen mit dem Chefarzt gesprochen hatte.

Das rothaarige Mädchen war zuversichtlich, daß man gegen eine Entlassung ihres Freundes nichts einzuwenden hatte. Die Genesung hatte zufriedenstellende Fortschritte gemacht.

Wozu sollte Lane noch länger hierbleiben, wenn es nicht nötig war?
Suzie hatte eine kreisrunde Schachtel gekauft, die mit Rum-Kokos-Dragees gefüllt war. »Dafür sterbe ich!« sagte Lane immer. Suzie hatte das Päckchen mit einer goldenen Schleife versehen und die Enden des Bandes zu Locken gekringelt.
Strahlend und mit schneller schlagendem Herzen lief sie den Flur entlang. Bevor sie freudig und erwartungsvoll die Tür öffnete, tastete sie noch schnell nach ihrer Frisur.
Sie war nicht eitel, aber sie wollte Lane gefallen. Deshalb trug sie heute auch ein neues Kostüm, in dem sie großartig aussah. Lane würde Augen machen, wenn sie sich ihm in dieser schicken Verpackung präsentierte.
Sie öffnete die Tür und trat ein. Lanes Bett war leer, aber auf eine Weise leer, die sie stutzig machte. Das Bett sah nicht so aus, als hätte es Lane nur mal für eine Weile verlassen.
Es sah »unbelegt« aus!
Und auf der grünen Tafel über dem Kopfende waren alle Angaben zu seiner Person gelöscht.
Entlassen, durchzuckte es Suzie Trane. Sie haben ihn heute schon entlassen. Na so was. Das ging aber schnell. Aber wieso hat er sich nicht bei mir gemeldet? Er hätte mich doch anrufen und mir den Weg hierher ersparen können.
Im Nachbarbett lag ein Mann, den Suzie nicht kannte. Als sie Lane gestern besuchte, war er noch nicht hier gewesen. Ken Anderson hieß er, das las sie von der Tafel ab.
»Entschuldigen Sie…«, sagte Suzie Trane verunsichert. »Ich wollte zu Lane Campas…«
»Sind Sie eine Verwandte von ihm?« fragte Anderson ernst.
»Ich… ich bin mit ihm befreundet. Hat man Lane entlassen?«
Anderson brachte es nicht übers Herz, ihr zu sagen, daß Lane Campas nicht mehr lebte. Er schickte sie zu Dr. Winger, und sie suchte das Büro mit wachsendem Unbehagen auf.
Irgend etwas beunruhigte sie. Sie klopfte an die Tür, die in Vance Wingers Büro führte. Seine Sekretärin forderte sie auf, einzutreten. Suzies Nervosität nahm ständig zu.
»Mein Name ist Suzie Trane«, sagte sie mit belegter Stimme. »Ich bin mit Mr. Lane Campas befreundet. Man hat ihm den Blinddarm herausgenommen. Er hätte - nehme ich an - am Freitag entlassen werden sollen. Ich wollte ihn besuchen, aber sein Bett ist leer. Können Sie mir helfen?«
Die blonde Sekretärin musterte sie mit dem selben Blick wie Ken Anderson zuvor. Ernst - irgendwie mitleidig. Es mußte irgend etwas passiert sein!
Dr. Wingers Sekretärin brauchte nicht nachzusehen. Sie wußte über

den Fall Campas Bescheid. »Mr. Campas ist letzte Nacht gestorben, Miß Trane. Es tut mir leid.«

Das rothaarige Mädchen riß ungläubig die Augen auf. Sie begriff gar nicht, was die Sekretärin da gesagt hatte. »Gestorben?« fragte sie verwirrt. »Das… das ist unmöglich. Sie müssen sich irren.«

»Leider nein.«

»Aber… aber wie kann er sterben, wo er sich so gut fühlte? Man wollte ihn doch entlassen, am Freitag schon.« Suzie schwankte. Jetzt erst traf sie der Schock. Ihr war, als hätte sich der Boden unter ihren Füßen aufgetan, und eine riesige Eisfaust würde sie umschließen.

Die Sekretärin stand auf und schob ihr schnell einen Stuhl hin. Suzie ließ sich darauf fallen. Ihre Augen schwammen in Tränen. Sie klammerte sich verzweifelt an die Hoffnung, daß ein schrecklicher Irrtum vorlag.

Eine Namensgleichheit! Es gab noch einen zweiten Lane Campas, und *der* war gestorben!

Aber Lanes Bett war leer gewesen, und sein ungewöhnlicher Name kam wohl in ganz England kein zweites Mal vor. Die Sekretärin mußte den *richtigen* Lane meinen. *Ihren* Lane!

Suzie verstand die Welt nicht mehr. Lane war voller Optimismus gewesen. Er hatte sich gut erholt. Wie konnte er plötzlich tot sein? Sie wollte es wissen, aber die Sekretärin sagte, über die Todesursache könne Sie keine Auskunft geben.

Wie vor den Kopf geschlagen saß Suzie da. Sie fühlte sich mit einemmal schrecklich allein. Über Nacht war sie zum einsamsten Menschen von der Welt geworden.

Da Lane keine Verwandten hatte, fragte Suzie heiser, ob sie seine persönlichen Dinge haben könne. Die Sekretärin nannte ihr das Zimmer, wo ihr die Habseligkeiten des Verstorbenen ausgehändigt werden würden.

Wie in Trance erhob sich Suzie und verließ mit schleppenden Schritten das Büro des Chefarztes.

Welche Zimmernummer ihr die Sekretärin genannt hatte, hatte sie nach einer Minute schon wieder vergessen. Sie fragte sich durch.

Und schließlich betrat sie einen nüchternen Raum, in dem sich vier Metallregale befanden. Vor einem großen Schreibtisch blieb sie stehen und stierte die magere schwarzhaarige Frau geistesabwesend an, die zu ihr aufblickte.

»Sie wünschen?«

»Die Sachen von Lane Campas«, hörte sich das rothaarige Mädchen sagen.

»Wann ist er gestorben?«

»Letzte Nacht.«

»Augenblick.«

Die magere Frau erhob sich und ging zu den Regalen. Sie sagte, Suzie hätte etwas mitbringen sollen, wo man die Sachen des Verstorbenen hätte hineinpacken können. Eine Reisetasche oder ähnliches.

»Ich… ich wußte nicht… daß er… Es kam so überraschend«, sagte Suzie. Jedes Wort strengte sie an und schmerzte sie in der engen Kehle.

Die schwarzhaarige Frau legte Lanes Habseligkeiten vor. Suzie kämpfte gegen die Tränen an. Sie mußte unterschreiben, und dann stopfte die Frau alles in einen großen orangefarbenen Nylonsack.

Das Ende eines Menschen. So deprimierend nüchtern sah es aus!

Suzie murmelte einen Gruß und ging. Als sie aus der Klinik trat, vernahm sie zwischen Büschen ein helles Fiepen, und als sie sich umdrehte, entdeckte sie ein graues Fellbündel.

Eine Ratte!

Das Tier kroch ohne Furcht näher. Suzie holte mit dem Nylonsack aus und schlug damit nach der Ratte.

Der Nager flitzte herum und verschwand, und Suzie Trane setzte ihren Weg fort. Daheim holte sie Lanes Habseligkeiten aus dem Sack und legte sie im Wohnzimmer auf.

Unendlich traurig blickte sie sich um. Das war alles, was ihr von Lane Campas geblieben war.

Sie war so unglücklich, daß sie Lane am liebsten in den Tod gefolgt wäre.

»Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt«, zitierte Noel Bannister am Abend diesen wahren Spruch.

»Was ist passiert?« fragte ich den Amerikaner.

»Oh, im Grunde nicht viel. General Mayne hat angerufen und mir mitgeteilt, daß ich mir meinen erholsamen Urlaub hier in London von der Backe streichen kann. Ich werde drüben gebraucht.« Noel seufzte. »Tja, so geht's einem, wenn man das Talent hat, sich unentbehrlich zu machen.«

»Wann reist du ab?«

»Morgen früh.«

»Dann haben wir noch einen schönen langen Abend vor uns«, sagte ich und machte den Vorschlag, fein auszugehen. Es gab keine Gegenstimmen.

Während unserer Abwesenheit würde Boram das Haus hüten. Wir konnten nicht vorsichtig genug sein, denn in meinem Haus befanden sich zwei Schätze, die andere gern gehabt hätten: Das goldene Ornament, mit dessen Hilfe man Loxagons Grab finden konnte - man brauchte dazu aber auch einen uralten Plan, der sich noch nicht in unserem Besitz befand -, und das Höllenschwert, eine ungeheuer starke Waffe, die ein gefährliches Eigenleben besaß. Geschmiedet auf

dem Amboß des Grauens für den machtgierigen Dämon Loxagon.

Einmal war es Mago, dem Schwarzmagier, gelungen, das Schwert zu stehlen, doch inzwischen bewahrten wir es in einem magisch gesicherten Tresor auf, damit sich so etwas nicht wiederholen konnte.

Wir verbrachten einen großartigen Abend mit Noel Bannister. Am nächsten Morgen ließ ich es mir nicht nehmen, den CIA-Agenten zum Flugplatz zu bringen.

Er grinste. »Du willst dich wohl davon persönlich überzeugen, daß ich wirklich abfliege, was?«

»Grüß Lance Selby von mir«, sagte ich. »Sag ihm, daß wir ihn vermissen, und daß es allmählich Zeit wird, daß er wieder heimkommt.«

»Er ist sehr wertvoll für uns. Vielleicht geben wir ihn nie mehr her. Wir bieten ihm die amerikanische Staatsbürgerschaft an. Mal sehen, was er dazu sagt.«

»Er wird sagen, er fühle sich sehr geehrt, könne das Angebot aber nicht annehmen, weil er in seinem Herzen ein überzeugter Brite sei.«

»Bist du sicher?«

»Ich kenne Lance Selby«, sagte ich überzeugt.

Uns blieb nicht mehr viel Zeit. Ich wünschte Noel Bannister einen angenehmen Flug, drückte ihm die Hand, und dann trennten wir uns. Ich wartete, bis seine Maschine startete, dann kehrte ich zu meinem Rover zurück und stieg ein.

Als ich nach dem Startschlüssel greifen und ihn drehen wollte, machte sich das Autotelefon mit einem leisen Schnarren bemerkbar, und ein Lämpchen blinkte.

Ich griff nach dem Hörer und meldete mich. Vicky Bonney war am anderen Ende. Ihre Stimme klang aufgeregt und alarmierte mich.

»Terence Pasquanell ist soweit«, teilte sie mir mit. »Pater Laurentius hat vor einer halben Stunde angerufen.«

»Sag Silver, er soll sich bereithalten. Ich komme nach Hause und nehme ihn mit.«

»Das ist nicht nötig, Silver hat bereits das Haus verlassen. Du triffst ihn bei Severin. Ich drücke euch die Daumen.«

»Drück sie vor allem Pater Severin und Terence Pasquanell. Es kann immer böse Überraschungen geben, wenn finstere Mächte im Spiel sind, das weißt du«, gab ich zurück und schob den Hörer in die Halterung.

Ich war nervös, schob mir ein Lakritzbonbon zwischen die Zähne und startete den Motor. Was hielt die nahe Zukunft für uns bereit?

Ich hätte es gern gewußt.

***

Ich bremste den Rover vor dem Pfarrhaus scharf ab und sprang aus

dem Fahrzeug. Ich hoffte, daß der bärtige Werwolfjäger noch nicht mit der Beschwörung begonnen hatte.

Mit langen Sätzen rannte ich auf die schwere, dicke Bohlentür zu und rammte sie auf. Diesmal beschlich mich beim Betreten des Pfarrhauses ein merkwürdiges Gefühl.

Etwas in mir lehnte sich dagegen auf, wollte mich zur Umkehr verleiten. Ich wußte, was daran schuld war.

Das schwarze Marbu-Gift!

Es fühlte sich in einer solchen Umgebung nicht wohl, aber es war zu schwach, um Einfluß auf mich nehmen zu können. Dennoch beunruhigten mich solche Wahrnehmungen immer, denn sie zeigten mir, daß Marbu präsent war.

Das schleichende Gift hatte mich schon einmal zu beherrschen versucht, und es würde nicht aufhören, von mir Besitz ergreifen zu wollen.

Phorkys hatte die schwarze Kraft in mir halbiert, aber sie wucherte weiter, solange, bis sie entweder meinen Körper und meinen Geist kontrollierte, oder bis es meinen Freunden und mir gelang, eine Möglichkeit zu finden, sie zu vertreiben.

Ich stieß die schwere Tür hinter mir zu, dann hallten meine Schritte durch den düsteren Gang. Jene Tür, die in den Raum mit dem Lattenrost führte, öffnete sich.

Mr. Silver erschien. »Da bist du ja endlich.«

»Hör mal, ich bin gefahren wie die Feuerwehr.«

»Nach dem Einsatz«, brummte der Ex-Dämon.

»Hat Pasquanell schon begonnen?«

Mr. Silver schüttelte den Kopf. »Noch nicht.«

Wir betraten den großen leeren Raum. Ein penetranter süßlicher Geruch stieg mir in die Nase und reizte meine Schleimhäute. Ich mußte niesen.

Pasquanell hatte Rauchstäbchen angezündet. In kleinen Metallschalen befand sich eine brennende Flüssigkeit; Öl vielleicht. Der Werwolfjäger stand in dem Kreis aus magischen Schutzsymbolen. Von diesem gab es eine direkte Verbindung zum leeren Lattenrost.

Ein graues Pulverband zog sich über den Boden. Man hätte es für Schießpulver halten können, aber es war mit Sicherheit keines.

Pasquanell nahm keine Notiz von mir, als ich eintrat. Er stand mit vor der Brust gekreuzten Armen da und schien sich in Trance versetzt zu haben. Ob er uns jemals etwas über seine Begegnung mit diesem Wesen aus der anderen Dimension erzählen würde?

Er schien davon viel profitiert zu haben. Und das Wesen mußte dafür gesorgt haben, daß Pasquanell nichts von dem übermittelten Wissen vergaß, selbst über einen endlos langen Zeitraum hinweg nicht. »Wo ist Pater Laurentius?« raunte ich meinem hünenhaften Freund zu.

»Will er nicht zusehen?«

»Doch, natürlich ist er dabei. Er holt Pater Severin.«

Kaum hatte Mr. Silver ausgesprochen, da öffnete sich hinter uns die Tür, und Pater Laurentius führte Pater Severin herein. Severin war groß und kräftig wie ein Bär, wirkte aber völlig hilflos. Würde sich das nun bald ändern?

Oder würde das Unglück noch erbarmungsloser zuschlagen und dafür sorgen, daß der Geist des Priesters für immer verloren war? Auch damit mußten wir rechnen.

Pater Severin ließ alles mit sich geschehen. Wenn man ihn auf einen Abgrund zugeführt hätte, wäre er ohne zu zögern weitergegangen. Er war für sich selbst zur Gefahr geworden.

Pater Laurentius führte seinen Glaubensbruder zum Lattenrost und veranlaßte ihn, sich draufzulegen. Dann trat er zurück und faltete die Hände. Seine Lippen bewegten sich. Schließlich zeichnete er Severin ein Kreuz mit dem Daumen auf die Stirn und trat neben mich.

»Ich mache mir große Sorgen um ihn«, vertraute er mir an.

»Wir alle sind in Sorge«, gab ich zurück.

Terence Pasquanell öffnete die Augen. Sein Geist schien von weither zurückgekehrt zu sein. Er sah uns mit finsterer Miene an, sprach kein Wort.

Sein Blick richtete sich auf Pater Severin, mit dessen Ego er nun im Einklang stand. Er hatte sich auf eine Weise, wie es nur ihm möglich war, bei Severin verinnerlicht.

Der bärtige Werwolfjäger bückte sich und griff nach einem Schälchen. Er kippte es um, und die brennende Flüssigkeit rann auf das graue Pulver zu.

Nun war nichts mehr aufzuhalten. Die Dinge, von denen wir nicht wußten, wie sie enden würden, hatten ihren Lauf genommen. Die Flamme erreichte das Pulver und entzündete es.

Obwohl es mit weißmagischen Mitteln hergestellt worden war, reagierte es im Moment genauso wie ein ganz gewöhnliches Schießpulver. Es entflammte zischend, und das Feuer folgte der Spur, geradewegs auf den Lattenrost zu, unter dem sich - es war mir vorhin nicht aufgefallen - ein Pulverstern befand.

Innerhalb weniger Augenblicke brannte der Stern lichterloh. An den kahlen Wänden zuckte der weißgelbe Widerschein, und nun bemerkte ich doch einen Unterschied zum gewöhnlichen Schießpulver: das magische Pulver brannte ausdauernder. Der brennende Stern blieb bestehen, erlosch nicht, und es schien keine Hitze von ihm aufzusteigen, sonst hätte Pater Severins Soutane Feuer gefangen.

Pasquanell sprach Formeln, die ihm bestimmt nicht geläufig waren. Aber er entsann sich ihrer in dem Moment, wo er sie brauchte. Die Formeln wirkten; das Feuer unter Pater Severin wurde heller.

Die Flammenzungen streckten sich dem reglosen Priester entgegen, berührten seinen Körper, stachen durch den hölzernen Lattenrost und hüllten Severin bald darauf völlig ein.

Pater Laurentius war unruhig. Er knetete ständig die Finger und nagte nervös an der Unterlippe. Er wußte nicht, ob er weiter zulassen durfte, was mit Severin passierte. Doch wenn er eingegriffen hätte, hätte er alles zunichte gemacht und vielleicht sich selbst in große Gefahr gebracht.

Mir kam vor, als hätte sich ein dichtes magisches Spannungsfeld im Raum aufgebaut. Deshalb hätte ich Pater Laurentius auf jeden Fall davon abgehalten irgend etwas zu unternehmen. Ich hätte es zu seiner eigenen Sicherheit getan.

Pater Severin war nicht mehr zu sehen. Er befand sich im grell lodernden Kern des Feuers, zu dem wir einfach Vertrauen haben mußten. Würde es den Körper, der von einer starken Gorgonenkraft attackiert worden war, läutern?

Die Spannung wurde langsam unerträglich. Wir hörten nur das Knistern des Feuers, das Pater Severin nun doch zu verschlingen schien, und das Murmeln des Werwolfjägers.

Sonst herrschte absolute Stille.

Pater Laurentius hielt diesen nervlichen Streß am wenigsten aus. Er warf mir einen unsicheren, fragenden Blick zu. Ich schüttelte den Kopf, wollte nicht sprechen, um Pasquanells Konzentration nicht zu stören.

Laurentius ballte die Hände zu Fäusten. Weiß schimmerten die Knöchel durch die Haut.

Aber nichts passierte.

Unsere Geduld wurde auf eine sehr harte Probe gestellt. Mr. Silver wurde damit noch am leichtesten fertig, aber für Pater Laurentius, und allmählich auch für mich, wurde das Warten zur reinsten Folter.

Plötzlich vernahmen wir ein aggressives Zischen. Hatte die verderbende Kraft des Bösen es ausgestoßen und sich damit zum erstenmal bemerkbar gemacht?

Konnte sie sich in Pater Severins Körper nicht mehr halten? War sie gezwungen, auszufahren, von Pater Severin abzulassen?

Würde sie auf Terence Pasquanell übergehen?

Plötzlich überschlugen sich die Ereignisse. Etwas schnellte vom Lattenrost hoch. Es glich einer brennenden Schlange, die so dick wie ein Mensch war. Sie schien auf Pater Severins Körper zu hocken und zornig wie eine gereizte Kobra hin und her zu pendeln.

Sie zischte wieder, und bei genauerem Hinsehen erkannte ich zwei glühende Augen und ein aufgerissenes Maul mit zwei langen, gefährlichen Zähnen.

Das mußte die Gorgonenkraft sein!

Pater Laurentius griff nach seinem Kruzifix. Ich hinderte ihn nicht daran, aber wenn er sich auf die Schlange gestürzt hätte, hätte ich ihn augenblicklich zurückgerissen.

Überdeutlich war noch die Erinnerung in mir: Wir hatten gegen diese schlangenhäuptigen Ungeheuer kämpfen müssen, deren Anblick versteinerte.

Auch Pater Severin hatte einer Gorgone in die todbringenden Augen gesehen, aber ihr Blick hatte den Gottesmann nicht zu Stein verwandeln können. Dennoch hatte die Gorgonenkraft gereicht, dem Priester den Verstand zu rauben.

Und nun war diese ungeheure Kraft zum erstenmal gezwungen, von Pater Severin abzulassen. Dieser Zwang ging von Terence Pasquanell aus, deshalb richtete sich der Zorn der Flammenschlange auch in erster Linie gegen ihn. Ihr Maul spie Feuer.

Eine lange Lohe schoß dem Werwolfjäger entgegen, doch Pasquanell rührte sich nicht von der Stelle. Er vertraute der schützenden Kraft des Symbolrings, in dem er stand.

Die Feuerlohe vermochte ihm auch tatsächlich nichts anzuhaben. Sie stieß gegen ein unsichtbares Hindernis, fegte auseinander und verpuffte wirkungslos.

Daraufhin griff die Schlange selbst an, und sie ließ sich von der bannenden Wirkung des Kreises nicht abhalten. Mit unvorstellbarer Kraft durchbrach das brennende Ungeheuer die unsichtbare Barriere.

Sie prallte gegen Pasquanell, schlang sich um seinen Körper und drückte zu. Die Feuerschlange drohte dem Werwolfjäger die Knochen zu brechen.

Aber damit begnügte sie sich nicht.

Sie biß auch zu!

Mein Herz blieb stehen, als ich sah, wie die Zähne aus gehärtetem Feuer den Hals des Werwolfjägers verletzten. Terence Pasquanell stöhnte auf.

Ich sah Blut!

Pasquanells Schlagader war verletzt!

Mr. Silver handelte. Seine Hände erstarrten zu Silber, wurden zu scharfen Beilen, und damit schlug er zu.

Mit einem einzigen wilden Hieb schlug der Ex-Dämon der Feuerschlange den Kopf ab. Ihr Körper löste sich augenblicklich von Pasquanell und erlosch. Sie war verschwunden, als hätte es sie nie gegeben.

Mir fiel ein Stein vom Herzen. *Dieser* Kampf war zu Ende, aber meine Kopfhaut spannte sich gleich wieder, als ich Pasquanell sah. Er schwankte, das Gesicht schmerzverzerrt, und aus seiner verletzten Halsschlagader pulste unaufhörlich Blut.

Wir eilten zu ihm. Pater Severin war für diese Augenblicke vergessen.

Wir wollten dem Werwolfjäger helfen. Er sank Mr. Silver in die Arme.

»Ich hab's getan«, stöhnte er. »Es ist vollbracht. Ich habe die Gorgonenkraft gebrochen.«

Aber wie hoch war der Preis, den er dafür zahlen mußte?

Mr. Silver versuchte ihm mit seiner Heilmagie zu helfen, aber er brachte nicht einmal die Blutung ganz zum Stillstand. Die verletzte Ader mußte genäht werden.

»Er muß ins Krankenhaus«, sagte ich. »Man muß ihn operieren, sonst verblutet er.«

Es wurde dunkler im Raum. Mir fiel es zuerst nicht auf, dann bemerkte ich es aber doch. Das weißmagische Feuer hatte seine Schuldigkeit getan und erlosch nun.

Und Pater Severin erhob sich vom Lattenrost.

***

Ich bemerkte die Bewegung aus den Augenwinkeln. Dann riß es mir den Kopf förmlich herum, und ich hätte am liebsten einen Freudenschrei ausgestoßen.

Aber hatte ich dazu einen Grund?

Terence Pasquanell würde sterben, wenn wir ihn nicht schnellstens in eine Klinik brachten.

Pater Severin war gerettet! Aber er hatte keine Ahnung, was lief, und wir hatten keine Zeit, es ihm zu erklären.

»Trag Pasquanell hinaus, Silver«, keuchte ich.

Der Ex-Dämon hob den Werwolfjäger auf seine Arme und eilte mit ihm aus dem Pfarrhaus. Ich umarmte Pater Severin hastig.

»Wer war dieser Mann, Tony?« fragte Severin.

Ich wies auf Pater Laurentius. »Er wird dir alles erklären. Ich habe jetzt keine Zeit. Ich komme wieder. Schon bald. Dann können wir reden. Für's erste bin ich froh, daß du wieder der alte bist.«

»Der alte?«

»Erinnerst du dich nicht?«

»Woran?«

»An den Exorzismus. Er ging schief. Alles Weitere erfährst du von Pater Laurentius. Er hat dich übrigens hervorragend vertreten. Du bist ihm sehr zu Dank verpflichtet. Wir sehen uns. Vielleicht heute noch. Oder morgen. Sobald ich Luft habe.« Ich boxte den Priester gegen die Rippen. »Ich kann dir nicht sagen, wie ich mich freue.«

Dann rannte ich hinaus, sprang in den Rover und raste los. Wir trugen Terence Pasquanell in die Notaufnahme und übergaben ihn den Ärzten.

Mehr konnten wir für den mutigen Werwolfjäger nicht tun.

Mir stand der Schweiß auf der Stirn, und während sie Pasquanell operierten, machte ich Schreckliches mit.

Nach der Operation bat uns der Chefarzt der Klinik in sein Büro und teilte uns mit, daß die Operation zwar gut verlaufen wäre, der Zustand unseres Freundes aber kritisch sei.

Der starke Blutverlust hatte bei Terence Pasquanell einen Schock ausgelöst, von dem er sich nur langsam erholen würde.

»Dürfen wir ihn sehen?« fragte ich.

Dr. Vance Winger, so hieß der Chefarzt, schüttelte den Kopf. »Nicht heute, Mr. Ballard. Morgen… eventuell. Ich kann es Ihnen aber heute noch nicht zusagen. Es hängt davon ab, was für eine Nacht der Patient verbringt.«

Terence befand sich nun auf der Intensivstation, und wir konnten nichts mehr für ihn tun. Dr. Winger meinte, es wäre wohl das beste, wenn wir nach Hause gehen würden.

Nach Hause hieß in diesem Fall zurück zu Pater Severin. Es gab so viel, was wir miteinander zu reden hatten. Endlich, endlich hatte es der sympathische Priester, dieser wilde Haudegen für das Gute, geschafft.

Ich konnte es noch gar nicht richtig fassen. Severin gerettet! Ich hätte einen Freudensprung gemacht, wenn mich Terence Pasquanells Schicksal nicht davon abgehalten hätte.

Dr. Winger wollte wissen, wobei sich Pasquanell die schlimme Halsverletzung zugezogen hatte. Er hätte mir die Wahrheit kaum geglaubt, deshalb überließ ich es Mr. Silver, ihn zu informieren, und der Ex-Dämon schuf mit seiner Magie die Voraussetzung dafür, daß ihm der Chefarzt Glauben schenkte.

***

Der Höllendieb hatte sein drittes Opfer ausfindig gemacht. Es hieß Terence Pasquanell und lag auf der Intensivstation. Nur dieser Mann kam als »Herzspender« in Frage, das hatte der Unheimliche sofort erkannt.

Pasquanell erfüllte die Bedingungen ebenso wie Stan Vandell und Lane Campas. Es ging Pasquanell schlecht, aber das störte den Herzräuber nicht.

Pasquanells Herz würde es bald besser gehen, wenn er es aus dem Körper des Mannes geholt hatte. Angereichert mit strahlender Magie würde es so kräftig schlagen wie die beiden anderen Herzen.

Drei Herzen auf dem Blutaltar!

Ein Opfer, das die Macht der Finsternis annehmen würde. Das Höllenfresco würde dem rangniedrigen Dämon geben, was er haben wollte. Das Warten hatte ein Ende.

Bei der nächstbesten Gelegenheit würde sich der Dieb Pasquanells Herz holen und es in die schwarze Abtei bringen. Der Aluminiumwürfel stand bereit.

Es fehlte nur noch das Herz!

***

»Können Sie mir etwas zu lesen besorgen?« fragte Ken Anderson den Krankenpfleger.

»Klar«, antwortete Rocky Harris.

»Was soll's denn sein? Was Freizügiges?«

»Irgend etwas, womit ich die Zeit totschlagen kann.«

»Ich werde sehen, was ich für Sie tun kann«, versprach Harris. »Die Geschichte mit Lane Campas läßt Sie nicht los, wie?«

»Stimmt.«

»Ich kann verstehen, daß Ihnen die Sache an die Nieren geht. In der Nacht davor starb Vandell… Auch in diesem Zimmer.«

»Halten Sie bloß den Mund, sonst verlange ich, daß man mich in einen anderen Raum umquartiert.«

»Liegt mir fern, Sie zu beunruhigen.«

»Schon geschehen«, brummte Ken Anderson.

»Dann werde ich mal sehen, was ich an Lesestoff für Sie auftreiben kann. Bis später. Da Sie keinen speziellen Wunsch haben, wird es relativ leicht sein, etwas für Sie zu finden.«

»Ich bin nicht wählerisch. Ich lese alles. Nur Gruselromane könnte ich jetzt nicht gerade vertragen.«

Der Krankenpfleger verließ das Zimmer, und Anderson stieß lautstark die Luft aus. Er legte sich zurück und blickte zur Decke. Eine Nacht wollte er noch hierbleiben, aber dann würde er auf eine Entscheidung drängen.

Entweder operierten sie ihn, oder sie schickten ihn nach Hause. Er rechnete mit letzterem, denn seit er im Krankenhaus war, hatte er keine Beschwerden mehr.

Er dachte an Campas und an all das verrückte Zeug, das ihm sein Bettnachbar erzählt hatte. Ein Mann, aus der Blüte des Lebens gerissen.

Seltsamerweise befürchtete Anderson, ihn könnte in dieser Klinik das gleiche Schicksal ereilen. Auch bei Stan Vandell hatte niemand damit gerechnet, daß er sterben würde.

Da war auf einmal ein leises Schleifen und Huschen. Anderson erschrak. Seine Nerven waren auch schon mal besser gewesen. Er kniff mißtrauisch die Augen zusammen und lauschte.

Befand sich jemand im Zimmer?

Anderson setzte sich auf. Der Raum war leer. Dennoch wurde Ken Anderson den Verdacht nicht los, daß sich hier jemand eingeschlichen hatte.

Sollte er die Schwester rufen und ihr von seiner Wahrnehmung erzählen? Sie würde ihm wahrscheinlich nicht glauben.

Doch dieses lästige Gefühl ließ ihm weiterhin keine Ruhe.

Lag jemand unter dem Bett?

Als Kind hatte er sich das manchmal eingebildet, und er hatte Höllenängste ausgestanden. Daß er mit 28 Jahren wieder an so etwas dachte, fand er geradezu lächerlich.

Aber dieses unangenehme Gefühl zwang ihn, nachzusehen, ob wirklich niemand unter seinem oder irgendeinem anderen Bett lag. Er war froh, daß ihm dabei keiner zusah. Er wollte schließlich nicht, daß man an seinem Verstand zweifelte.

Aber unter seinem Bett lag niemand, unter den anderen Betten auch nicht. Hast du ein anderes Ergebnis erwartet? fragte er sich. Bist du nun beruhigt?

Er wollte sich wieder aufrichten, da bildete er sich ein, etwas aus einer düsteren Ecke huschen zu sehen. Es war aber gleich wieder weg, und so tat er es mit einem Achselzucken ab.

Ist ja kein Wunder, wenn man in diesem Krankenhaus verrückt wird, dachte Anderson.

Da fiel plötzlich etwas auf seine Füße, die sich unter der Decke befanden.

Anderson zuckte wie unter einem heißen Stromstoß heftig zusammen. Und im gleichen Augenblick traf ihn vor Schreck beinahe der Schlag.

Auf seinen Füßen hockten zwei große, kräftige Ratten!

***

Ratten mit Menschenaugen!

Unmöglich! sagte sich Ken Anderson. Und noch viel unmöglicher erschien es ihm, daß die eine Ratte Lane Campas' Augen hatte. Du tickst ja wirklich nicht mehr richtig, dachte der junge Kriminalbeamte.

Vielleicht bildete er sich das alles nur ein.

Aber er spürte den Druck ihrer Körper, spürte, wenn sie sich bewegten. Das konnte keine Halluzination sein.

Wie sollte er sich verhalten? Ruhig liegenbleiben? Sich nicht rühren, bis sie von selbst sein Bett verließen.

Sollte er mit beiden Füßen gleichzeitig ausschlagen, damit die widerlichen Biester Reißaus nahmen? Würden sich diese Tiere überhaupt verscheuchen lassen?

Was passierte, wenn er nichts unternahm? Würden die Biester dann über ihn herfallen? Waren sie aggressiv? Dutzende von Fragen wirbelten durch Ken Andersons Kopf, während er die Tiere nicht aus den Augen ließ.

Sie krochen näher.

Anderson brach der kalte Schweiß aus allen Poren. Sie sahen ihn mit diesen merkwürdigen Augen an, und er glaubte in ihrem Blick

unverhohlene Mordlust zu entdecken.

Das sind Killer! schrie es in ihm. Und du bist ihnen ausgeliefert!

Die Tiere duckten sich. Anderson rechnete mit einem Angriff, und er irrte sich nicht, denn schon in der nächsten Sekunde stießen sich die Nager ab.

Sie katapultierten sich ihm entgegen.

Anderson riß die Arme abwehrend hoch, und als sich die gelben Zähne in sein Fleisch bohrten, brüllte er auf. Er schlug mit den Fäusten auf die Tiere ein und versuchte sie aus dem Bett zu schleudern, doch sie waren ungemein schnell.

***

Wir verabschiedeten uns von Dr. Winger.

»Dann bis morgen«, sagte ich und drückte die Hand des Chefarztes.

Als wir auf den Flur traten, hörten wir einen Mann brüllen. Wir hätten so tun können, als ginge es uns nichts an - schließlich gab es im Krankenhaus genug Personal, das sich darum kümmern konnte - aber in den Schreien des Patienten war etwas, das uns alarmierte. Der Mann brauchte Hilfe, egal, von wem.

Ich stürmte los: Mr. Silver folgte mir. Es war leicht, das richtige Zimmer zu finden, denn der Mann schrie ohne Unterlaß. Ich stieß die Tür auf, und im nächsten Moment blieb mir die Luft weg.

Der Mann, der im Bett lag, wurde von zwei großen Ratten angegriffen! Ratten in einem Krankenhaus! Das durfte ja wohl nicht wahr sein!

Der Patient wehrte sich verzweifelt. Wie von Sinnen schlug er auf die Biester ein. Er blutete aus mehreren Wunden, und je mehr Blut die Nager sahen, desto wilder attackierten sie ihr Opfer.

Ich holte blitzschnell meinen magischen Flammenwerfer hervor. Daß es sich um schwarze Wesen handelte, wußte ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht, aber ich sagte mir, daß sich die Biester am ehesten mit Feuer verscheuchen ließen.

Ich drückte auf den verborgenen Knopf, und sogleich stand eine armlange Flamme über meinem Feuerzeug. Die Tiere reagierten sofort auf das magische Feuer.

Sie sprangen auf das Nachbarbett, und Panik glitzerte in ihren Augen, deren Form mir eigentlich zu denken hätte geben müssen. Ich stürzte mich auf die aufgeregt fiependen Biester und zog die Flamme waagrecht durch die Luft. Es sah aus, als würde ich ein Schwert führen, dessen Klinge brannte.

Die Ratten wichen zurück. Die »Klinge« verfehlte sie knapp. Ich machte noch einen Schritt und stach dann auf eines der beiden Tiere ein. Etwas Verblüffendes geschah.

Etwas, womit ich nicht gerechnet hatte.

Es gab einen puffenden Laut, als das magische Feuer die Ratte traf, und mir war, als würde der Körper des Nagers aufgerissen. Keine gewöhnliche Ratte hätte so reagiert.

Das Tier wurde regelrecht umgestülpt. Sein Inneres kehrte sich nach außen und gab etwas Strahlendes frei, das bis vor wenigen Augenblicken in diesem behaarten Körper gefangen gewesen war.

Dieses Strahlende, Flimmernde wuchs in Gedankenschnelle hoch, wurde so groß wie ich, nahm menschliche Gestalt an.

Der ganze Spuk währte nur Bruchteile von Sekunden. Dann war die Erscheinung verschwunden.

Die andere Ratte sprang vom Bett und jagte durch das Krankenzimmer. Wenn sie zur Tür hinaus wollte, mußte sie an mir vorbei, und das wollte ich ihr verwehren.

Ich drehte mich. Sie suchte Schutz unter einem der Betten. Ich wartete nicht, bis sie dahinter hervorkam, sondern stach mit dem Flammenstrahl unter das Bett und zwang sie auf diese Weise, hervorzukommen.

Als sie auftauchte, nagelte ich sie mit einem blitzschnellen Schlag fest, und beim ersten Kontakt mit dem magischen Feuer geschah mit ihr das gleiche wie mit der ersten Ratte.

Hatte ich zwei menschliche Seelen befreit, die sich in Rattenkörpern befunden hatten? Wie waren sie da hineingekommen? Was ging in diesem Krankenhaus vor sich?

War es besser, Terence Pasquanell in eine andere Klinik zu bringen? Vielleicht hätten wir es getan, aber unser kanadischer Freund war im Moment nicht transportfähig.

Wer hätte gedacht, daß wir hier mit schwarzen Kräften zusammenstoßen würden?

Ken Anderson ging es schlecht. Er blutete aus vielen Wunden, hatte immer noch Angst, schlug um sich und war nicht mehr richtig bei Besinnung.

Dr. Winger erschien. Mr. Silver wollte ihn hinausschicken, aber der Chefarzt war nicht dazu zu bewegen, das Krankenzimmer zu verlassen. Weiteres Personal drängte nach.

»Na schön«, sagte Mr. Silver. »Bleiben Sie, aber sorgen Sie dafür, daß die anderen hinausgehen.«

Dr. Winger hatte nicht gesehen, wie ich die Ratten erledigt hatte. Wäre er Zeuge dieses Kampfes gewesen, hätte er wahrscheinlich seinen Augen nicht getraut.

Er forderte seine Mitarbeiter auf, draußen zu warten, und schloß die Tür. Aufgeregtes Gemurmel drang durch das Holz. Dr. Winger wollte wissen, was passiert war.

Ich berichtete mit knappen Worten. Daß es sich um Höllenratten gehandelt hatte, verschwieg ich ihm. Mr. Silver trat an das Bett des

Patienten.
»Was haben Sie vor?« fragte Dr. Winger.
»Ich werde dem Mann helfen.«
»Können Sie denn das? Mr. Anderson ist erheblich verletzt.«
Mr. Silver beugte sich über den Patienten. Bei der ersten Berührung schrie Ken Anderson erschrocken auf.
»Haben Sie keine Angst«, redete Mr. Silver beruhigend auf ihn ein. »Ich tue Ihnen nichts, Mr. Anderson. Ich will Ihnen nur helfen. Entspannen Sie sich.«
»Die Ratten .:«
»Sie sind weg. Sie haben nichts mehr zu befürchten.«
»Die eine hatte Lane Campas' Augen! Haben Sie's gesehen? Die Ratten hatten Menschenaugen!«
»Ja, Mr. Anderson. Wir haben es gesehen«, sagte Mr. Silver und bat den Patienten noch einmal, sich zu entspannen.
Ich fragte den Chefarzt: »Wer ist dieser Campas?«
Dr. Winger berichtete uns vom Tod der Patienten Vandell und Campas.
Mr. Silvers Hände überzogen sich mit einem silbernen Flirren und Flimmern. Er hatte seine Heilmagie aktiviert und bekämpfte damit das schwarze Gift, das durch die Wunden in Ken Andersons Körper gelangt war.
Dadurch, daß er sofort handelte, hatte das Gift nicht die Chance, sich in Andersons Körper festzusetzen. Je länger der Ex-Dämon gewartet hätte, desto geringer wären die Erfolgsaussichten gewesen.
Während er auf den Verletzten beruhigend einredete, legte er seine Hände zunächst auf die gefährlichsten Wunden und ließ seine Kraft darauf einwirken.
Dr. Winger schaute angespannt zu.
Als der Ex-Dämon die Hände fortnahm, weiteten sich die Augen des Chefarztes ungläubig. Er konnte nicht fassen, was er sah. Die großen, häßlichen Wunden hatten sich geschlossen und bluteten nicht mehr. Die Verletzungen waren zwar noch zu sehen, aber sie verursachten keine Beschwerden mehr.
Mr. Silver »behandelte« den Patienten weiter und sorgte anschließend für einen erholsamen Schlaf des Mannes.
»Also, wenn ich das nicht mit meinen eigenen Augen gesehen hätte…«, begann Dr. Winger, und er wollte wissen, welcher Kräfte sich der Ex-Dämon bediente.
Wir hatten ein längeres Gespräch mit ihm, in dessen Verlauf wir von Schwester Sandras Schicksal erfuhren. Dr. Winger erzählte uns, daß die Krankenschwester wahrscheinlich an dem Rattenbiß sterben würde, ihr Leben hinge nur noch an einem seidenen Faden.
Aber wir erfuhren nicht nur das. Der Chefarzt, der Vertrauen zu uns

gefaßt hatte, sprach auch über Stan Vandells und Lane Campas' weiteres Schicksal.

Beiden Patienten war das Herz geraubt worden.

»Da haben wir ja in ein richtiges Wespennest gestochen, Tony«, sagte Mr. Silver erstaunt.

Wir stellten viele Fragen, die Dr. Winger alle zu beantworten versuchte. Er hoffte, daß Mr. Silver auch der Krankenschwester helfen konnte, und ich wollte wissen, wo sich Campas und Vandells Leichen befanden.

»In der Leichenkammer«, sagte Dr. Winger. »Morgen werden sie abgeholt.«

»Ich würde mir die Toten gern ansehen«, sagte ich. »Haben Sie etwas dagegen?«

Das hatte er nicht. Er beschrieb mir den Weg zur Leichenkammer und fragte Mr. Silver dann: »Können wir gehen?«

Der Ex-Dämon nickte. Dr. Winger öffnete die Tür, und viele Augenpaare richteten sich auf ihn. Er mußte den Leuten irgend etwas sagen. Es fiel ihm zum erstenmal schwer, die richtigen Worte zu finden, das sah ich ihm an.

Er suchte nach Worten, redete viel, sagte wenig und bat das Personal, die Arbeit wiederaufzunehmen, mit dem Patienten wäre alles in Ordnung.

Ich ging mit dem Chefarzt und Dr. Winger bis zum Lift. Dort blieb ich stehen.

»Ich komme nach, sobald ich der Krankenschwester geholfen habe«, sagte Mr. Silver.

»Wird wahrscheinlich etwas länger dauern als bei Ken Anderson«, sagte ich, »weil sie das Gift schon länger in sich hat.«

»Aber es gelangte nur durch eine einzige Wunde in ihren Körper«, erwiderte Mr. Silver. »Dadurch konnte es sich nicht so weit ausbreiten, wie das bei Anderson auf Anhieb möglich war.«

Ich hatte auf den Rufknopf gedrückt. Jetzt traf die Kabine ein. Ich öffnete die Tür. »Bis später.«

»Sei vorsichtig. Man kann nie wissen.«

***

Totenblaß war die junge Frau, und nicht bei Bewußtsein. Dr. Winger erklärte dem Ex-Dämon die Funktionen der Geräte, an die die Krankenschwester angeschlossen war, und die angezeigten Werte lagen allesamt unter der Norm.

Die Sorgen, die man sich um Schwester Sandra machte, waren mehr als berechtigt.

»Wir sind mit unserem Latein am Ende«, sagte der Chefarzt. »Wenn Sie ihr nicht helfen können, kommt sie nicht durch.«

Der Ex-Dämon bat den Chefarzt, ihn mit der bewußtlosen Frau allein zu lassen.

»Sorgen Sie dafür, daß niemand mich stört«, sagte Mr. Silver. »Ich brauche jetzt absolute Ruhe, muß mich voll auf meine Tätigkeit konzentrieren. Diese Konzentration wird mich sehr viel Kraft kosten. Das bedeutet, daß ich, wenn man mich stört, einen zweiten Versuch vielleicht erst morgen machen könnte.«

»Bis morgen hält die Frau bestimmt nicht durch«, sagte Dr. Winger. »Ich sorge dafür, daß Sie niemand stört.«

Der Chefarzt verließ den Raum, und Mr. Silver tat etwas, was jedermann in der Klinik als glatten Mordversuch angesehen hätte. Er schaltete sämtliche Maschinen und Geräte ab, entfernte Schläuche und Drähte, denn all das brauchte Schwester Sandra nicht.

Was sie dringend nötig hatte, konnte ihr nur Mr. Silver geben. Schwarze Magie hatte diese junge Frau vergiftet. Silbermagie sollte ihr das Ende ersparen.

Aber es würde schwierig sein, das wußte der Ex-Dämon, denn die »Krankheit« war schon ziemlich weit fortgeschritten.

Der Ex-Dämon schloß die Augen, sammelte sich, konzentrierte sich, aktivierte seine übernatürlichen Kräfte. Ein kaltes Prickeln durchlief ihn.

Er schöpfte aus einer Tiefe, die kein Mensch auch nur annähernd erfassen konnte. Langsam hoben sich seine Lider, und in seinen perlmuttfarbenen Augen tanzten winzige Glutpartikel.

Er beugte sich über die Frau und umschloß ihren Kopf mit seinen großen Händen. Sein Atem beschleunigte. Wie ein Blasebalg hob und senkte sich sein gewaltiger Brustkorb.

Es hatte den Anschein, als würde er auf diese Weise seine Energie in die Frau pumpen.

Die Silbermagie strömte in den Kopf der Krankenschwester, überflutete allmählich ihren Körper.

Der Kampf begann. Mr. Silver löste die Verbindung nicht, denn solange er den Kopf der Frau zwischen seinen Händen hielt, konnte er seine Kraft lenken, verstärken, gezielt einsetzen, und er wußte auch über die feindliche Kraft besser Bescheid. Dadurch konnte er seine Magie besser dosieren und genau da ansetzen, wo sie am dringendsten gebraucht wurde.

Der Ex-Dämon verschaffte sich ein klares »Krankheitsbild«.

Er sah gewissermaßen in die Frau und erkannte die lebensgefährliche Bedrohung, die sich in ihr festgesaugt hatte. Die wichtigsten Organe waren von dem schwarzen Gift befallen. Mit Medikamenten war da nichts zu machen.

Mr. Silver wußte nicht einmal mit Sicherheit, ob seine Kraft ausreichen würde, um der Frau den Tod zu ersparen. Sie war wirklich

schlimm dran, aber der Hüne wollte es versuchen.
Die von ihm ausgesandte Silbermagie attackierte die schwarze Kraft an vielen Stellen gleichzeitig. Er durfte nicht zuviel Kraft einsetzen, denn das hätte die Frau nicht ausgehalten. Es durfte aber auch nicht zuwenig sein, sonst war sie wirkungslos.
Der Ex-Dämon begab sich auf eine gefährliche Gratwanderung. Er brauchte sehr viel Fingerspitzengefühl, um die gegnerische Kraft bezwingen zu können, ohne der Krankenschwester zu schaden.
Mit blinkenden Stacheln griff die Silbermagie an und stach als erstes in die schwarze, wuchernde, gallertartige Masse, die das Herz der Frau umschloß.
Sandra zuckte zusammen, und ein Seufzer entrang sich ihrem halb geöffneten Mund. Die schwarze Kraft war gezwungen, sich zu verteidigen. Sie löste sich zum Teil und holte zum Gegenschlag aus, doch Mr. Silvers Magie war schneller und löste die ersten schwarzen Zellen auf.
Was übrigblieb, rottete sich hastig zusammen und bildete einen Kern des Bösen, der allen weiteren Angriffen trotzte. Mr. Silver war gezwungen, einen weiteren Impuls nachzuschicken.
Ihm war klar, daß er damit ein großes Wagnis einging, aber anders war ein Erfolg nicht zu erringen, und je länger dieser ungewöhnliche Kampf dauerte, desto mehr schwächte er die Frau, denn das Böse bediente sich rücksichtslos ihrer nur noch gering vorhandenen Energie.
Silberkristalle schwärmten aus und rissen mit scharfen Kanten und Ecken die schwarze Oberfläche auf, die sofort von aggressiver Silbermagie infiltriert wurde.
Der schwarze Gegner bäumte sich ein letztes Mal auf, brach dann aber zerstört auseinander und konnte sich nicht länger in der Frau halten.
Die Krankenschwester atmete kräftiger, ihr Herz schlug stärker, die Pulsfrequenz erhöhte sich und Sandras Wangen verloren die wächserne Farbe.
Schwester Sandra wurde dem Leben wiedergegeben. Sie öffnete zögernd die Augen und blickte Mr. Silver verwundert an. Er hielt immer noch ihren Kopf zwischen seinen Händen.
Jetzt ließ er ihn los und lächelte die Krankenschwester freundlich an.
»Wer sind Sie?« wollte Schwester Sandra wissen. Sie schaute sich um. »Wieso liege ich auf der Intensivstation?«
»Mein Name ist Mr. Silver. Sie waren sehr krank. Wie fühlen Sie sich jetzt?« .
»Gut. Ein bißchen müde.«
»Das wird vergehen.«
»Ich war krank?«

»Erinnern Sie sich an die Ratte, die Sie gebissen hat?« fragte Mr. Silver. »Das gab eine sehr böse Blutvergiftung. Aber das ist vorbei.«

»Haben Sie mir geholfen? Sind Sie Arzt? Ich habe Sie hier noch nie gesehen.«

»Sie können in mir der Einfachheit halber einen Spezialisten für Vergiftungen dieser Art sehen«, sagte der Ex-Dämon. »Ich schicke Ihnen Dr. Winger, einverstanden?«

Schwester Sandra nickte verwirrt, und Mr. Silver verließ den Raum. Es erfüllte ihn mit großer Genugtuung, daß er der jungen Frau helfen konnte.

***

Ich beobachtete die Etagenanzeige. Das Licht streifte das »Erdgeschoß« und blieb am »Keller« hängen. Ich öffnete die Tür und verließ den Fahrstuhl.

Ein langer, trister Gang lag vor mir. Die Leichenkammer befand sich an seinem Ende. Ich ging an geschlossenen Türen vorbei und wurde von Neonlicht zu Neonlicht weitergereicht.

Irgendwo brummte das Aggregat der Kältemaschine. Die Tür, die sich am Ende des Ganges befand, war dick und hatte in Augenhöhe ein Guckloch, etwa zwanzig mal zwanzig Zentimeter.

Rechts lag eine Art Badezimmer. Ich sah eine Wanne, halbvoll mit Wasser. Aber wer wollte hier unten schon baden? Noch dazu gleich neben den Toten?

Ich öffnete die Tür. Sie war besonders dick, und ein brauner Gummiwulst dichtete sie ab. Kälte schlug mir entgegen. Kälte ist das beste Mittel, Fleisch zu konservieren…

Es gab mehrere Pritschen. Fast alle waren leer. Eigentlich lag nur ein Toter hier unten.

An der großen Zehe der Leiche, die mit einem Laken zugedeckt war, stand ein Name: Stan Vandell.

Wo war Campas?

Ich trat an die Leichenpritsche und griff nach dem Laken. Vandell machte einen friedlichen Eindruck. Er schien zu schlafen.

Ich hob das Laken noch weiter an und sah den langen Schnitt, der nur mit ein paar Stichen wieder zusammengenäht worden war. Mit einem Toten brauchte man sich nicht mehr so viel Mühe zu machen.

Nur ein Toter.

Wo war der andere?

Ich bemerkte eine Bewegung hinter mir und fuhr herum.

Es war Campas. Und er lebte - oder wie immer man das nennen wollte!

***

Dämonische Kräfte waren hier am Werk, das wußte ich schon lange,

und nun bekam ich die Grausamkeit des Bösen am eigenen Leibe zu spüren.

Campas' Augen waren blicklos und ohne Leben. Die Augen eines Toten! Trotzdem schien er genau zu sehen, wo ich mich befand. Als er mich packen wollte, wich ich zur Seite, aber er stolperte nicht an mir vorbei, sondern folgte mir.

Seine Hände waren kalt wie Eis. Er erwischte mein Handgelenk und zog mich an sich. Ich versuchte mich loszureißen, aber der Griff war so hart, als wäre ich zwischen zwei Schraubstockbacken geraten.

Und er bekam Hilfe!

Es war nicht anders zu erwarten gewesen. Wenn Campas von dämonischen Kräften mit einem zweiten höllischen Leben ausgestattet worden war, dann auch Stan Vandell, denn sie waren auf die gleiche schreckliche Weise ums Leben gekommen.

Sie hatten kein Herz mehr und keine Seele, waren zu Kreaturen der Finsternis geworden, gehörten zu den Wesen der Verdammnis. Eine Gefahr für alle, die nicht so waren wie sie.

Ich war der erste, der mit dieser Gefahr konfrontiert wurde. Ein Dämon hatte sie getötet und ihnen ihre Herzen geraubt. Auch ihre Seelen hatte er ihnen nicht gelassen.

Warum er das getan hatte, wußte ich noch nicht, und es sah danach aus, als würde ich es nie mehr in Erfahrung bringen können, denn die Zombies gierten nach meinem Leben.

Campas umklammerte mich von hinten. Er war so stark, wie er es zu Lebzeiten wahrscheinlich nie gewesen war. Das Böse stattete ihn mit diesen enormen Kräften aus.

Ich hätte es mit ihm allein schon nicht leicht gehabt, aber mit zweien von dieser Sorte konnte ich überhaupt nicht fertigwerden. Trotzdem versuchte ich es.

Ich gab mein Bestes. Aufgeben kam für mich nicht in Frage, niemals. Solange mein Herz schlug, solange ich noch einen Atemzug tun konnte, würde ich kämpfen.

Ich hatte Waffen bei mir, mit denen ich die Zombies hätte vernichten können, aber es war mir nicht möglich, an sie heranzukommen. In meiner Schulterhalfter steckte der Colt Diamondback - unmöglich, ihn zu erreichen. In meinen Taschen befanden sich drei magische Wurfsterne und das silberne Feuerzeug, und um den Hals trug ich an einer Kette den Dämonendiskus, mit dem ich schon viel stärkeren und gefährlicheren Gegnern den Garaus gemacht hatte.

Aber was nützte das, wenn ich ihn oder die anderen Waffen nicht gegen diese Zombies einsetzen konnte? Campas umklammerte mich, als wolle er mir sämtliche Knochen im Leibe brechen.

Ich wehrte mich mit wilder Verzweiflung, versuchte jeden Trick, um freizukommen. Es nützte nichts. Dabei hätte es genügt, wenn ich bloß

eine Hand freigekriegt hätte. Ich hätte nur wenige Sekunden gebraucht, um den Spieß umzudrehen.

Ich hob ein Bein, stemmte den Fuß gegen Vandell und wollte ihn zurückstoßen, aber ich rutschte an seiner teigigen Haut ab.

Ich versuchte Vandell mit einem blitzschnellen Kopfstoß zu überraschen, traf auch, doch der Untote zeigte keine Wirkung. Daraufhin wollte ich mich fallenlassen.

Ich sackte drei, vier Zentimeter ab. Das war der ganze kärgliche Erfolg, den ich erzielte.

Jeden Trick, der mir einfiel, wandte ich an, um letztenendes doch noch zum Erfolg zu kommen, wand mich wie eine Schlange und trat aus. Umsonst.

Als ich es ihnen zu bunt trieb, ergriff Vandell meine Beine und riß sie hoch, und dann hing ich abgekämpft, schwer keuchend und ausgelaugt in den Armen der Untoten.

Mein letzter Versuch zielte darauf ab, sie zu täuschen. Ich tat so, als würde ich kapitulieren. Sollten sie ihren Griff lockern, würde ich aber gleich wieder ein sehr kräftiges Lebenszeichen von mir geben.

Sie zerrten mich durch die Totenkammer. Wohin wollten sie mit mir?

Ich konnte mit keiner Hilfe rechnen - selbst Mr. Silver war weit weg mit anderen Dingen beschäftigt - und hatte es mit zwei Gegnern zu tun, die mir keine Chance ließen.

Die Untoten zerrten mich aus der Leichenkammer. Hatte es einen Sinn, um Hilfe zu brüllen?

Ich überlegte nicht länger, sondern holte tief Luft und legte los. Das heißt, ich wollte schreien, aber Stan Vandell verhinderte es.

Sein Faustschlag schloß mir den Mund, und dann krampfte sich seine Hand um meine Kehle.

Sie zerrten mich in dieses Bad, das sich neben der Totenkammer befand. Vor der Halb mit Wasser gefüllten Wanne warfen sie mich auf die Knie, und ehe ich richtig begriff, was sie mir antun wollten, taten sie es bereits.

Ich war mit dem Oberkörper über den Wannenrand gebeugt, und sie drückten nun meinen Kopf ins Wasser. Sie wollten mich ertränken!

Ich begann mich sofort wieder zu wehren, stemmte mich gegen den unbarmherzigen Druck der Zombies, hatte aber nicht die Kraft, mein Gesicht aus dem Wasser zu kriegen.

Es sah verdammt schlecht für mich aus!

Immer tiefer drückten die Untoten meinen Kopf ins Wasser. In wenigen Augenblicken würde mein Widerstand brechen, dann hatten sie gesiegt.

Und ich würde tot sein…

***

In der Klinik war etwas im Gange, das dem Höllendieb nicht gefiel. Er hatte sich informiert. Die Männer, die Terence Pasquanell ins Krankenhaus gebracht hatten, konnten ihm gefährlich werden.

Er wollte sich von ihnen nicht entlarven lassen. Später, wenn er mehr Macht zur Verfügung hatte, würde es ihn nicht mehr stören, den Menschen sein wahres Gesicht zu zeigen, doch dafür war es jetzt noch zu früh.

Er brauchte erst noch das dritte Herz!

Pasquanells Herz!

Obwohl ihm bekannt war, daß sich Mr. Silver auf der Intensivstation befand, begab er sich auch dorthin. Sollte sich der Hüne getrost mit Schwester Sandra befassen.

Er interessierte sich nur für Terence Pasquanell und dessen Herz. Die Aufregung, die in der Klinik um sich gegriffen hatte, störte den Unheimlichen nicht.

Er hatte den Stahlwürfel bei sich, in den er Pasquanells Herz legen würde. Magie würde es umschließen, konservieren und am Leben erhalten.

Zielstrebig eilte der Dämon den Flur entlang, und wenig später erreichte er den Raum, in dem Pasquanell untergebracht war. Man hatte für den Mann getan, was möglich war, um ihn am Leben zu erhalten.

Dennoch würde es nichts nutzen. Jetzt nicht mehr…

Rasch trat der dämonische Killer ein. Er schloß die Tür sorgfältig hinter sich und näherte sich dem bärtigen Patienten.

Pasquanell war nicht bei Bewußtsein, das machte es dem Schrecklichen besonders leicht. Aber auch so hätte das Opfer keine Chance gehabt.

Der Höllendieb stellte den geöffneten Würfel bereit, und als er seine Hände langsam hob, begannen sie zu strahlen. Er hatte die tödliche Magie aktiviert.

***

Mr. Silver hatte der Krankenschwester zwar versprochen, Dr. Winger zu ihr zu schicken, aber das mußte nicht sofort sein. Wenn er schon hier auf der Intensivstation war, konnte er auch kurz bei Terence Pasquanell vorbeischauen.

Der Chefarzt hatte zwar gesagt, sie dürften den Werwolfjäger heute nicht mehr sehen, aber was konnte es schon schaden, wenn Mr. Silver kurz bei ihm reinschaute?

Nachdem der Ex-Dämon der Krankenschwester das Leben gerettet hatte, würde ihm Dr. Vance Winger bestimmt alles nachsehen. Deshalb begab sich der Hüne nicht sofort zum Chefarzt, sondern suchte vorher noch das Zimmer, in dem Pasquanell lag.

Als er die Tür öffnete, sah er, daß jemand bei dem Werwolfjäger war. Ein Arzt. Der Mann starrte ihn ärgerlich an.
»Was haben Sie hier zu suchen? Unbefugten ist der Zutritt hier strengstens untersagt.«
»Entschuldigen Sie«, sagte Mr. Silver, »das wußte ich nicht. Tut mir aufrichtig leid. Ich bin ein Freund dieses Mannes.«
»Der Patient braucht absolute Ruhe.«
»Geht es ihm einigermaßen gut, Doktor?«
»Ich bin nicht befugt, Ihnen darauf zu antworten. Wenden Sie sich an Dr. Winger. Und jetzt gehen Sie.«
»Ja«, sagte Mr. Silver und zog sich zurück. »Ja, natürlich. Und entschuldigen Sie bitte nochmals.«
Er schloß die Tür, und drinnen atmete der Höllenkiller auf. Um ein Haar wäre er ertappt worden. Es hatte ihn sehr viel Konzentration gekostet, seine dämonische Ausstrahlung zu verbergen. Ein grausames Grinsen huschte über sein Gesicht.
Größte Eile war geboten. Er brauchte endlich Pasquanells Herz!
Als Mr. Silver die Tür geöffnet hatte, hatten die Hände des Höllenwesens aufgehört zu strahlen, doch nun wurde die Magie des rangniedrigen Dämons wieder sichtbar.
Er trat an Terence Pasquanell heran und hielt die Hände über die Brust des Mannes, schuf das bleiche Wolfsgebiß in der hellen Lichtsäule, die sich zwischen Pasquanells Brustkorb und seinen Händen gebildet hatte. Und dann befahl er den magischen Zähnen, zuzubeißen und ihm das Herz des Opfers zu verschaffen.
Und die Zähne gehorchten - wie immer!

***

Wenn sich Mr. Silver etwas in den Kopf gesetzt hatte, war er davon nur sehr schwer abzubringen. Deshalb ging er nun erst recht nicht zu Dr. Winger, sondern wartete auf der Intensivstation in einem leeren, fensterlosen Raum, bis die Luft rein war.
Er rechnete damit, daß der Arzt nicht lange bei Terence Pasquanell bleiben würde. Wenn der Doktor gegangen war, würde sich Mr. Silver noch einmal zu dem Werwolfjäger begeben und versuchen, ihm mit seiner Heilmagie ein wenig unter die Arme zu greifen.
Er brauchte nicht lange zu warten.
Eine Tür klappte, und Schritte entfernten sich.
Der Hüne mit den Silberhaaren grinste. Vorsichtig öffnete er die Tür. Der Flur war leer. Langsam verließ der Ex-Dämon den fensterlosen Raum und kehrte zu Terence Pasquanell zurück. Er hoffte, daß ihn in den nächsten fünf Minuten niemand stören würde.
Es kam selten vor, daß Mr. Silver aus der Fassung geriet, doch in dem Moment, wo er die Tür öffnete und sein Blick auf Terence

Pasquanell fiel, passierte es.
Die Geräte, an die der Werwolfjäger angeschlossen war, zeigten an, daß der Mann nicht mehr lebte, aber das hätte Mr. Silver auch so gespürt.
Verdammt, der Herzräuber war bei Pasquanell gewesen. Mr. Silver hatte sogar mit ihm gesprochen, ohne zu erkennen, daß er es mit einem Dämon zu tun hatte.
Der Höllenfeind mußte sich gut abgeschirmt haben.
Und er hatte sich Pasquanells Herz geholt!
Der bärtige Werwolfjäger war tot!
Ob diese Katastrophe noch rückgängig zu machen war, wußte der Ex-Dämon in diesem Augenblick noch nicht. Auf jeden Fall stand für ihn fest, daß der Herzräuber nicht entkommen durfte.
Der dämonische Arzt durfte die Klinik nicht verlassen, durfte nicht mit Pasquanells Herz verschwinden. Mr. Silver warf noch einen erschütterten Blick auf den Toten, dann wandte er sich um und hetzte davon. Er stürmte die Treppen hinunter und platzte in Dr. Wingers Büro.
Seine Miene ließ den Chefarzt erschrocken hochfahren. »Ist sie tot?«
»Nein, sie lebt, und es geht ihr gut. Ich konnte ihr helfen«, sagte der Ex-Dämon. »Aber Terence Pasquanell ist tot! Er hatte Besuch von diesem verdammten Killer! Sorgen Sie dafür, daß alle Ausgänge versperrt werden. Niemand darf die Klinik verlassen.«
»Haben Sie den Täter gesehen?«
»Ja. Es ist einer Ihrer Arzte!«
»Unmöglich…«
Mr. Silver wollte den Mann gerade beschreiben, da sah er ihn unten über den Parkplatz hetzen. Er hielt einen Metallwürfel in der Hand.
»Das ist er!« platzte es aus Mr. Silver heraus. »Dort unten läuft er!«
»Mein Gott, das ist Dr. Aaron Thompson«, ächzte der Chefarzt.

***

Aus! Vorbei! Ich war geschlagen. Ich konnte nicht mehr, hatte den Tod vor Augen, war nicht mehr fähig, die Luft noch länger anzuhalten.
Mit dem nächsten »Atemzug« würden sich meine Lungen mit Wasser füllen. Ein schreckliches Ende, das mir die Untoten zugedacht hatten. Mein Herz raste. Ein immer lauter, immer unerträglicheres Pochen hämmerte sich in meinen Schläfen.
Mein allerletzter verzweifelter Befreiungsversuch mißlang…
Und plötzlich geschah ein Wunder!
Die Zombies ließen mich jäh los. Ich hatte keine Erklärung dafür. Dachten sie, ich wäre bereits erledigt? Sie mußten doch merken, daß ich noch nicht tot war.

Des Rätsels Lösung war einfach.
Und hatte einen Namen: Brian Colley alias Thar-pex!
Wasserschleier hingen vor meinen Augen, aber ich erkannte den Mann aus der Welt des Guten trotzdem. Er war gekommen, um mir beizustehen.
Selten hatte ich Hilfe dringender nötig gehabt. Ich atmete gierig mit offenem Mund, pumpte soviel Luft wie möglich in die Lunge und sank völlig entkräftet auf den Boden.
Im Moment schaffte ich es nicht einmal, mich wieder zu erheben. Ich lehnte an der Wanne, in der ich ein schreckliches Ende hätte finden sollen und sah zu, wie Thar-pex *meinen* Kampf fortsetzte.
Der kräftige blonde Mann aus der Welt des Guten forderte die Zombies mit Tritten und Schlägen heraus. Sie ließen deshalb von mir ab und griffen meinen Freund und Lebensretter an.
Der »Weiße Kreis« befand sich im Besitz eines ungemein wertvollen Warnsystems.
Yuums Auge!
Es vermochte keine schwarzen Aktivitäten vorherzusagen, aber es konnte die Mitglieder des »Weißen Kreises« immerhin informieren, wenn solche Aktivitäten im Gange waren.
Thar-pex hätte nicht eingreifen können, wenn es dieses Auge nicht gegeben hätte.
Er war schnell wie ein Blitz, und er konnte in seinen Händen Dolche mit glühenden Klingen entstehen lassen. Von dieser Fähigkeit machte der Mann aus der Welt des Guten nun Gebrauch.
Die Zombies stürzten sich auf ihn, wollten ihn auf eine ähnliche Weise überwältigen wie mich, doch bei Brian Colley fiel ihnen das erheblich schwerer.
Man hatte ihm aus gutem Grund den Spitznamen »Speedy« gegeben. Keiner war schneller als er. Mit dieser ungeheuren Schnelligkeit machte er jedem Gegner zu schaffen.
Als sich die Untoten auf ihn warfen, wechselte er die Position. Ich bekam es gar nicht richtig mit. Tharpex stand plötzlich hinter den lebenden Leichen, und bevor sie sich umdrehten, stach er mit den Dolchen zu.
Die glühenden Klingen drangen in die Rücken der Untoten und kappten die magischen Fäden, mit deren Hilfe sie von der Hölle geführt wurden.
Wie vom Blitz getroffen brachen Stan Vandell und Lane Campas zusammen. Es war nicht zu befürchten, daß sie sich noch einmal erhoben, denn das, was ihr zweites Leben ausgemacht hatte, war von den glühenden Dolchen zerstört worden.
Brian Colley brachte die Leichen wieder in die Totenkammer. Inzwischen hatte ich mich soweit erholt, daß ich mich ohne Hilfe

erheben konnte.
»Danke, ›Speedy‹«, sagte ich, als der Mann aus der Welt des Guten zurückkehrte.
»Ich befürchtete, trotz meiner Schnelligkeit zu spät zu kommen«, sagte Brian Colley. »Freut mich, daß ich es gerade noch geschafft habe. Bist so soweit okay, Tony?«
»Sagen wir, ich fasse allmählich wieder Tritt. Hat man schon mal versucht, dich zu ertränken?«
»Nein.«
»Es ist scheußlich. Ich kann's dir wirklich nicht empfehlen.« Ich entdeckte ein Handtuch, trocknete mein Gesicht damit ab, und dann verließ ich mit Thar-pex den Keller.
Als wir das Erdgeschoß erreichten, hämmerten auf der Treppe schwere Schritte, und dann sahen wir Mr. Silver. Und den gehetzten Ausdruck in seinem Gesicht. Es mußte etwas Furchtbares geschehen sein.
Ich dachte sofort an Terence Pasquanell. Warum hätte der Ex-Dämon sonst so aufgeregt sein sollen. Er sah uns und rief, wir sollten ihm folgen.
Ohne den Grund zu kennen, liefen wir mit ihm. Thar-pex mußte sich zügeln, um neben uns zu bleiben.
»Terence ist tot!« schrie der Ex-Dämon. »Verdammt, ich hätte es verhindern können, aber ich wußte nicht, daß der Doktor ein Dämon ist!«
Mir gab es einen schmerzhaften Stich. Der Mann, der für Pater Severin sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte, lebte nicht mehr! Als er im Pfarrhaus verletzt worden war, hatte ich mich für die Klinik entschieden, die am nächsten lag, und das war für den Werwolfjäger zum Verhängnis geworden.
Ich hatte das nicht ahnen können. Trotzdem würgten mich in diesem Augenblick entsetzliche Gewissensbisse.
Wir stiegen in meinen Rover. Mr. Silver übernahm das Steuer und raste los. Während er im Höllentempo hinter Dr. Aaron Thompson her jagte, erzählte er uns, was geschehen war.
»Ich weiß nicht, wofür er die Herzen braucht«, sagte Mr. Silver. »Ich weiß nur, daß er sie nicht behalten darf. Vor allem das Herz von Terence müssen wir unbedingt wiederhaben.«
»Glaubst du, man kann es ihm wieder einpflanzen?« fragte ich.
»Man muß es versuchen.«
»Das Herz kam mit schwarzer Magie in Berührung. Es könnte Terence Pasquanell umdrehen und zu einem Feind machen.«
»Ich werde versuchen, das zu verhindern«, sagte Mr. Silver aufgeregt, »aber dazu muß ich das Herz erst wiederhaben.«
Dr. Thompson fuhr genauso schnell wie wir. Mr. Silver ließ sich von

ihm nicht abhängen. Wohin auch immer Dr. Thompson fuhr, wir würden hinter ihm sein.

Daß Thar-pex nicht grundlos in die Klinik gekommen war, war Mr. Silver klar. Er wollte Näheres wissen, und ich erzählte ihm von meiner unangenehmen Überraschung in der Totenkammer, die mich um ein Haar das Leben gekostet hätte.

Wir erreichten den Stadtrand, und die Fahrt dauerte dann nur noch wenige Minuten. Wir verloren Dr. Thompsons Wagen kurz aus den Augen, und als wir ihn wiederentdeckten, war er leer.

Vor uns ragte das düstere Gemäuer einer Abtei auf, die mir als »schwarze Abtei« bekannt war. Ich kannte ihre Geschichte und wußte, daß sie auf einem Nährboden des Bösen stand.

Es gibt Höllentore, und es gibt Orte, an denen die schwarze Macht besonders präsent ist. Dies war ein solcher Ort. Von ihm fühlten sich schwarze Wesen angezogen.

Vielleicht bezog Dr. Thompson von hier seine dämonischen Kräfte. In großer Hast verließen wir den Rover. Thar-pex wollte uns vorauseilen, doch Mr. Silver hielt ihn zurück.

»Du könntest in eine Falle geraten«, sagte der Ex-Dämon. »Besser, wir bleiben zusammen. Aaron Thompson kann uns nicht entkommen.«

»Es sei denn, es gelingt ihm, sich in die Hölle abzusetzen«, sagte ich.

»Mal den Teufel nicht an die Wand, Tony«, sagte Mr. Silver. »Wenn er das schafft, und wenn er Pasquanells Herz mitnimmt, ist unser Freund verloren.«

Vielleicht war ich zu pessimistisch, aber ich konnte mir nicht vorstellen, daß man Terence Pasquanell jetzt noch helfen konnte. Aber ich sprach diesen schrecklichen Gedanken nicht aus.

Wir betraten die unheimliche Abtei. Graue Wände umgaben uns. In den Winkeln lagen dunkle Schatten wie gefährliche Ungeheuer, die nur darauf warteten, über uns herfallen zu können.

Ich hörte Thompsons Schritte und griff nach meinem Colt Diamondback. Es war Zeit, dem Dämon die Rechnung für seine grausamen Taten zu präsentieren.

Aus einer schummrigen Nische schoß plötzlich etwas auf mich zu. Ich sah nicht sofort, was es war, sprang aber rechtzeitig zurück, und dann erkannte ich, wovon ich attackiert wurde.

Von Wolfszähnen!

Bleich schimmerten sie in der Dämmerung, die in der Abtei herrschte. Sie hackten hart aufeinander, als sie mich knapp verfehlten. Dieses magisch gelenkte Raubtiergebiß hätte beinahe meinen Revolverarm erwischt.

Ehe es noch einmal zubeißen konnte, sprang Mr. Silver zwischen mich und die schwebenden Zähne, die Thompson geschaffen hatte, um uns aufzuhalten.

Die Zähne griffen Mr. Silver an, doch als sie sich in seine Kehle graben wollten, ließ er seinen Körper zu Silber werden, und das Wolfsgebiß knirschte über hartes, unverletzbares Metall.

Der Ex-Dämon packte die Wolfskiefer und riß sie mit großer Kraft auseinander. Ober- und Unterkiefer schleuderte er gegen die Wand. Mehrere Zähne brachen aus und fielen zu Boden.

Augenblicke später hatten sie sich in Luft aufgelöst.

»Los«, keuchte Mr. Silver, »weiter!«

Wir folgten ihm, liefen eine Treppe hinunter und vernahmen die Stimme des Dämons, der im Begriff war, eine Macht herbeizuzitieren, die ihn schützen und stark und unbezwingbar machen sollte.

»Nimm dieses Opfer an, diese drei Herzen!« rief der rangniedrige Dämon mit lauter Stimme. »Ich habe die Bedingungen erfüllt. Gib mir nun die Macht, die mir zusteht!«

Was ihm zustand, sollte er von mir bekommen: eine ganze Trommel voll geweihter Silberkugeln!

Damit wollte *ich* ihn belohnen.

Noch sah ich ihn nicht, aber nach den nächsten vier Schritten gelangten wir in das Gewölbe, in dem er sich befand.

Thompson war im Begriff, einen Leichtmetallbehälter abzustellen. Der Würfel, in dem sich Terence Pasquanells Herz befinden mußte, begann zu strahlen wie die beiden anderen, neben denen er stand.

Drei Herzen für die Hölle!

Kein ungewöhnliches Opfer.

Seit Menschengedenken wurden Herzen geopfert - den Göttern, dem Teufel. Hier waren sie als Opfer für das Böse gedacht.

Mir fiel das riesige Fresco auf, das den unterirdischen Raum beherrschte. Ein grauenerregender Totenschädel »zierte« die Wand. Zu ihm sprach Aaron Thompson.

Von ihm erhoffte er sich Macht und Kraft.

Und das Fresco, das anscheinend Höllenkräfte verschenken konnte, reagierte auf die Worte des rangniedrigen Dämons. Es bewegte sich, löste sich von der Wand, wurde plastisch, dreidimensional.

Ich sah in der Tiefe einer Augenhöhle, die noch vor wenigen Sekunden wie ein schwarzer Schacht ausgesehen hatte, Dämpfe aufwallen. Und in diesen Dämpfen entstand etwas.

Ein Wesen!

Eine bleiche Nebelgestalt!

Das Höllenfresco schuf einen körperlosen Geist, um die drei Herzen zu holen!

»Schnell, Thar-pex!« zischte ich. »Du mußt ihm zuvorkommen!«

Die schlanke Nebelgestalt sprang aus der Augenhöhle des großen grinsenden Totenschädels und näherte sich den strahlenden Würfeln. Meine Kehle wurde eng, als ich sah, wie sie ihre Hände danach

ausstreckte.

Das Höllenwesen berührte die Würfel schon fast, und Thar-pex stand immer noch neben mir. Zum Teufel, warum zögerte er so lange? Wenn der Bote des Grauens die drei Würfel erst mal an sich genommen hatte, würde es schwierig sein, sie ihm wieder abzujagen.

»Beeil dich doch!« zischte ich, aber da war der Mann aus der Welt des Guten schon, verschwunden.

Wie ein Blitz raste er durch den Raum und versetzte der schlanken Gestalt einen magischen Stoß. Das Wesen kreischte auf und taumelte mehrere Schritte zurück. Brian Colley schnappte sich die strahlenden Würfel und kehrte zu uns zurück.

Aaron Thompson brüllte seine Wut heraus, und die Nebelgestalt begann sich zu verwandeln. Es war ihre Aufgabe gewesen, die Herzen zu holen, und das wollte sie immer noch tun.

Thompson wandte sich uns zu. Der Geist griff schreiend an. Sein ebenmäßiges, fast hübsches Gesicht verzerrte sich, wurde zu einer haßerfüllten Fratze. Aus einem Mund wurde eine Schnauze, ein Wolfsmaul.

Er wollte sich auf »Speedy« stürzen, doch Mr. Silver sprang ihm in den Weg. Wie ein Fels in der Brandung stand der Ex-Dämon da.

Der Nebelgeist wurde zur Seite gestoßen. Er riß sein Wolfsmaul auf und stieß ein ohrenbetäubendes Gebrüll aus. Mr. Silver griff ihn an.

Das Wesen erkannte seine Gefährlichkeit und wich zurück. Der Ex-Dämon folgte ihm und attackierte ihn mit seinen Silberhänden.

Der Höllengeist wich weiter zurück. Mr. Silver drängte die bleiche Gestalt in eine Ecke. Sie konnte nicht mehr ausweichen, zischte, knurrte und fauchte, aber damit konnte sie Mr. Silver nicht beeindrucken.

Mit beiden Händen stach er gleichzeitig zu, und der fahle Körper verging wie ein Nebelhauch in der Sonne. Zuerst hatte Aaron Thompson mich angreifen wollen, als er dann aber sah, wie Mr. Silver mit seinem Verbündeten verfuhr, hielt er es für besser, sich aus dem Staub zu machen.

Er fuhr herum und rannte auf das lebende Höllenfresco zu. Er sprang hoch und kletterte über das grinsende Knochengesicht. Er wollte die Augenhöhle erreichen, aus der der Geist gesprungen war.

Ich folgte ihm. Er war noch nicht hoch genug. Ich erwischte sein Bein und riß ihn herunter. Er versuchte sich am Knochen festzuhalten, doch seine Hände glitten ab, und er fiel auf mich und riß mich nieder.

Wir wälzten uns auf dem Boden. Ich versuchte ihm meinen Revolver an den Körper zu pressen, schaffte es aber nicht. Thompson schlug mit seinen strahlenden Fäusten auf mich ein.

Die Treffer waren schmerzhaft. Hinzu kam, daß mir noch der Kampf gegen die Zombies in den Knochen steckte. Ich brauchte einen raschen

Sieg, denn für einen langen Kampf reichte meine Kraft nicht mehr.

Irgendwie schaffte ich es, Aaron Thompson von mir zu stoßen. Er stolperte zwei Schritte zurück, wollte sich aber gleich wieder auf mich werfen.

Ich kam nicht ganz auf die Beine, aber wenigstens auf die Knie, und die winzige Zeitspanne reichte auch noch für einen hastigen Schuß. Normalerweise traf ich besser, aber da waren auch die Bedingungen anders.

Die Silberkugel streifte Aaron Thompsons Gesicht und verwandelte die Haut in brüchiges Leder. Das geweihte Silber riß die Haut des Dämons auf, und ich sah, daß dieser Dr. Aaron Thompson nichts weiter als eine Hülle, eine Tarnung für ein Wesen war, das ganz anders aussah.

Der Höllendieb war schwarz wie die Nacht. Sein wahrer Körper glich einer gallertartigen Masse, die nun zum Vorschein kam. Der Dämon versteckte sich nicht länger hinter dieser menschlichen Maske, sondern präsentierte sich mir in seiner wahrhaftigen Gestalt.

Seine strahlenden Hände zuckten hoch. Er griff in die Öffnung, die meine Kugel gerissen hatte, und riß das brüchige Leder auseinander.

Aaron Thompson gab es nicht mehr. Ein wurmähnliches Wesen ragte vor mir auf.

Der Körper des Dämons war ständig in Bewegung. Er spannte und entspannte seine Muskeln wellenartig, und dort, wo noch vor wenigen Sekunden der Kopf des Arztes gewesen war, starrten mich jetzt Dutzende Facettenaugen an.

Knapp darunter befand sich ein schmatzendes Maul, das von zotteligen langen Haaren umgeben war.

Es öffnete sich und ich sah rasiermesserscharfe Zähne.

Langsam richtete ich mich auf.

Der Dämon näherte sich mir. Sein beinloser schwarzer Körper zog eine nasse Spur über den Boden. Ich richtete den Diamondback auf ihn und zielte auf das Maul, und dann feuerte ich einen Schuß nach dem anderen ab.

Nach jedem Treffer pendelte der Wurmdämon hin und her. Ich hatte Zeit, zu warten, bis er sich nicht mehr bewegte. Erst dann zog ich den Stecher wieder durch.

Er schluckte die restlichen fünf Silberkugeln, wurde mehr und mehr zu einer unförmigen Masse, die sich schließlich fladenartig auf dem Boden ausbreitete und langsam verdampfte.

Nun gab es auch den Dämon nicht mehr.

Aber das Höllenfresco existierte noch, und es wollte nicht länger tatenlos zusehen, wie wir schwarze Wesen vernichteten. Kaum hatte ich den Wurmdämon erledigt, da aktivierte das Geisterfresco seine tödliche Kraft.

Blitze, blutrot und bizarr verästelt, rasten durch das Gewölbe, und der Boden bockte wie bei einem starken Erdbeben.

»Tony!« schrie Mr. Silver. »Zurück!«

Ich wollte das schon längst tun, aber das Höllenfresco ließ es nicht zu. Der Knochenschädel, in den sich Aaron Thompson hatte flüchten wollen, bannte mich mit schwarzer Magie.

Ich vernahm ein dröhnendes Geräusch, und plötzlich wurde ich von einem reißenden Sog erfaßt.

Das Höllenfresco hatte die Herzen nicht bekommen. Jetzt wollte es mich haben. Ich stemmte mich verbissen gegen den magischen Sog.

Wieder schrie Mr. Silver, ich solle zurückgehen. Verdammt noch mal, erkannte er die Gefahr nicht, in der ich mich befand? Ich konnte mich nicht in Sicherheit bringen. Ich konnte mich ja kaum noch auf der Stelle halten.

Der verfluchte Sog zwang mich, Schritt für Schritt auf den riesigen Totenschädel zuzugehen.

Da begriff Mr. Silver endlich, wie es um mich stand, und er eilte mir zu Hilfe. Er packte mich und riß mich zurück, aber dann wurde auch er von diesem unheimlich starken magischen Sog erfaßt.

Sollte auch er diesen ungeheuren Höllenkräften nicht gewachsen sein? Er gab mir einen Stoß, der mich bis zu Thar-pex zurückbeförderte. Ich prallte gegen »Speedy«, der beinahe die drei Metallbehälter fallenlassen hätte.

Hier war der Sog kaum noch zu spüren.

Die dämonische Kraft konzentrierte sich jetzt ganz auf Mr. Silver. Ich lud in großer Hast meinen Colt Diamondback nach, doch mir war klar, daß ich damit nichts gegen das lebende Höllenfresco ausrichten konnte.

Hier konnte nur der Diskus die Entscheidung herbeiführen, deshalb stieß ich den Revolver ins Leder und öffnete mein Hemd. Ich griff nach der milchig-silbrigen Scheibe und wollte sie gerade loshaken, als mir klar wurde, daß ich den Dämonendiskus nicht einsetzen konnte, ohne Mr. Silver zu gefährden. Mein Freund hatte der Hölle zwar abgeschworen, doch der Diskus machte keine Unterschiede. Mr. Silver war nach wie vor ein *Dämon*, und hätte ich die silberne Scheibe geworfen, hätte sie auch ihn vernichtet.

So sah ich hilflos zu, wie es Mr. Silver ähnlich erging wie mir vorhin. Er näherte sich Schritt für Schritt dem Knochenfresco. Mir stockte der Atem.

Wollte er zu dieser großen, schwarzen Augenhöhle hinaufklettern, oder wurde er von der feindlichen Kraft dazu gezwungen? Er war schon fast oben.

Ich warf Brian Colley einen nervösen Blick zu. »Was sollen wir tun, Thar-pex?«

Der Mann aus der Welt des Guten schüttelte ernst den Kopf. »Nichts, Tony. Wir können nichts tun.«

»Aber wir können doch nicht tatenlos zusehen, wie dieses Ungeheuer Mr. Silver verschlingt!«

»Mit allem, was wir tun würden, würden wir Mr. Silvers Leben aufs Spiel setzen. Wir können ihm leider nicht helfen, Tony. Er muß sich selbst helfen.«

»Und wenn er das nicht kann?«

»Dann ist er verloren.«

Mir war plötzlich eiskalt. Ich starrte wieder auf das Dämonenfresco. Mr. Silvers Oberkörper hing bereits in die Augenhöhle hinein!

Ich beobachtete, wie er über die Knochenkante rutschte, und mein Herz krampfte sich heftig zusammen. Sollte ich meinen Freund verlieren?

Jetzt ragten nur noch die Beine des Ex-Dämons aus dem schwarzen Augenschacht. Sekunden später waren auch sie verschwunden. Das Höllenfresco hatte sich Mr. Silver geholt!

Ich hakte in blinder Wut meinen Dämonendiskus los.

»Was hast du vor?« wollte Brian Colley wissen.

»Ich zerstöre diesen verdammten Schädel!«

»Und was ist mit unserem Freund? Er befindet sich in diesem Kopf, Tony. Vielleicht hat er das alles so gewollt. Wenn du jetzt den Dämonendiskus schleuderst, vernichtest du nicht nur den Höllenschädel, sondern auch Mr. Silver. Es kann eine Finte gewesen sein, daß er nachgab. Vielleicht rechnet er sich bessere Chancen aus, wenn er sich im Inneren des Schädels befindet.«

»Himmel noch mal, ich kann nicht einfach nur dastehen, Thar-pex! Ich muß etwas tun!«

Im Schädel begann es plötzlich zu rumoren. Gewaltige Kräfte schienen dort drinnen aufeinanderzuprallen. Wieder sahen wir blutrote Blitze, doch diesmal zuckten sie nicht durch das unterirdische Gewölbe, sondern über den großen Knochenschädel.

Das Höllenfresco wurde heftig erschüttert. Ein mörderischer Kampf tobte dort drinnen. Mr. Silver schien sich gewaltig ins Zeug zu legen, und ich stand da und konnte nichts weiter tun, als meinem langjährigen Freund und Kampfgefährten die Daumen zu drücken.

Es wäre mir lieber gewesen, etwas für ihn *tun* zu können.

Schwarze Magie bekämpfte Schwarze Magie. Der Ex-Dämon konnte sich keiner weißen Magie bedienen. Es war lediglich die Silberkraft, die auch Metal zur Verfügung stand. Aber Metal, der Silberdämon, setzte diese Kraft für das Böse ein, während Mr. Silver sich von der schwarzen Macht getrennt hatte und auf der Seite des Guten kämpfte.

Wieder wurde das Höllenfresco schwer erschüttert.

Und im nächsten Moment hörten Thar-pex und ich ein knirschendes

Geräusch. Ich sah einen Sprung im Knochen, der sich von oben nach unten zog, und beim nächsten Rammstoß klaffte dieser Sprung mehrere Zentimeter auf.

Die dritte Attacke des Ex-Dämons riß den Schädel auseinander.

Ich sah Mr. Silver wieder. Ganz in Silber flog er aus dem Schädel. Der eigene Schwung riß ihn vorwärts, während hinter ihm zwei Schädelhälften gegen die Wand krachten.

Das Höllenfresco war zerstört, doch die Kraft, die sich in ihm befunden hatte, wollte uns noch vernichten. Der Boden unter unseren Füßen bebte so stark, daß wir Mühe hatten, uns auf den Beinen zu halten.

Das Gewölbe knirschte und ächzte. Gesteinsbrocken lösten sich aus dem Mauerwerk. Sand rieselte uns auf den Kopf.

»Raus!« schrie Mr, Silver. »Schnell raus!«

Wir rannten los, während hinter uns das Gewölbe mehr und mehr einstürzte. Tonnenschweres Gestein hätte uns unter sich begraben, wenn wir nicht die Flucht ergriffen hätten.

Das Beben brachte mich zu Fall. Mr. Silver half mir auf die Beine. Einige Sekunden später stürzte er selbst. Brian Colley war am schnellsten draußen. Er brachte sich und die Herzen in Sicherheit, wartete vor der schwarzen Abtei auf uns. Atemlos stolperte ich auf ihn zu. Mr. Silver folgte mir.

Uns fiel auf, daß zwei von den drei Würfeln nicht mehr strahlten. Wir öffneten sie, und Verwesungsgeruch stieg uns daraus entgegen. Es müßte sich um die Herzen von Vandell und Campas handeln. Jegliche Verbindungen zu ihnen waren abgerissen.

Wir öffneten den dritten Würfel.

»Pasquanells Herz schlägt noch«, sagte ich. »Dem Himmel sei Dank.«

»Nichts wie zurück in die Klinik!« sagte Mr. Silver. »Steigt ein! Macht schnell! Beeilt euch!«

Wieder fuhr Mr. Silver ziemlich schnell. Es war ein Notfall. Wir hatten keine Zeit zu verlieren. Wir konnten nicht einmal stoppen, wenn die Polizei auf uns aufmerksam werden würde. Es ging um Sekunden! Wer wußte, wie lange Pasquanells Herz noch schlug?

Die Unruhe war in der Klinik noch immer spürbar. Wir eilten auf dem kürzesten Wege zu Dr. Vance Winger. Thar-pex stellte den Metallwürfel auf den Schreibtisch des Chefarztes.

»Was ist das?« fragte Dr. Winger. »Was befindet sich darin?«

»Terence Pasquanells Herz«, antwortete ich. »Es schlägt noch.«

»Sie haben Dr. Thompson also erwischt.«

»Ja, und er hat seine Strafe bekommen«, knurrte Mr. Silver.

»Und nun müssen Sie etwas wagen, was Sie mit Sicherheit noch nie getan haben, Dr. Winger«, sagte ich. »Sie müssen Terence Pasquanell sein Herz wieder einpflanzen.«

Der Chefarzt schaute mich an und schüttelte langsam den Kopf. »Das ist nicht möglich, Mr. Ballard.«

»Werfen Sie alle medizinischen Bedenken über Bord. Mr. Silver wird bei der Operation anwesend sein und Sie mit seiner Magie unterstützen. Mit vereinten Kräften können Sie es schaffen.«

»Glauben Sie mir, Mr. Ballard, ich würde nicht zögern, es zu versuchen, aber es geht nicht.«

»Und wieso nicht?«

»Weil Terence Pasquanell spurlos verschwunden ist.«

***

Ich fühlte mich wie gerädert, als ich nach Hause kam. Vicky Bonney gab mir einen Pernod. Ich überließ es Mr. Silver, zu erzählen, was geschehen war. Schlapp ließ ich mich in einen der Sessel fallen; während der Ex-Dämon das Herz des Werwolfjägers in den magisch gesicherten Safe schloß. Es schlug noch immer. *Noch…*

Pasquanell war aufgestanden wie Stan Vandell und Lane Campas. Und niemand hatte bemerkt, wie er die Klinik verließ. Er trieb sich nun in London herum, ein Mann ohne Seele, ohne Herz. Ein Werwolfjäger, der zum Zombie geworden war!

Seine Seele mußte sich im Körper einer Ratte befinden, die seine Augen hatte, und er, einst ein Kämpfer des Guten, stand jetzt auf der anderen Seite.

Sollten wir uns jemals wiederbegegnen, würden wir Todfeinde sein. Ich drosch die Faust auf den Tisch. Irgendwie mußte ich mir Luft machen, sonst hätte mich die Wut in Stücke gerissen.

Ich trank einen Pernod, stellte das leere Glas auf den Tisch und verließ das Wohnzimmer. Thar-pex war nicht mitgekommen. Wir hatten ihn zu Hause abgesetzt.

»Wo willst du hin?« fragte Mr. Silver.

Ich war schon fast aus dem Haus. »Zu Pater Severin«, antwortete ich und warf die Tür zu.

Wenig später umarmte mich der Priester herzlich. Er war allein; Pater Laurentius befand sich nicht im Pfarrhaus. Mit brüchiger Stimme erzählte ich dem Priester, was sich ereignet hatte.

Pater Severin war erschüttert. »Ich hatte gehofft, mich bald bei Terence Pasquanell bedanken zu können.«

Ich seufzte niedergeschlagen und setzte mich. »Jetzt habe ich Trost bitter nötig, Severin.«

»Wir werden ihn beim gemeinsamen Gebet finden«, sagte der Gottesmann. »Komm, Tony.«

Und ich folgte ihm in die Kirche…

ENDE

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 84 »Medusenblick«